

Stephen C. Levinson

Pragmatik

Ins Deutsche übersetzt von Ursula Fries

2., unveränderte Auflage

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1994



1 Der Bereich der Pragmatik

Dieses Kapitel will einen Einblick in den Forschungsbereich der linguistischen Pragmatik vermitteln. Zuerst werden wir den **historischen Ursprung** des Terminus **Pragmatik** kurz erläutern, um darauf hinzuweisen, daß der Terminus manchmal auch in einem anderen Sinne gebraucht wird als in diesem Buch. Zweitens werden wir dann einige Definitionen unseres Gebiets aufzeigen, die zwar nicht unbedingt befriedigen, aber dazu dienen, die Grenzen des Gebiets der linguistischen Pragmatik ungefähr abzustecken. Drittens werden wir einige Gründe für das gegenwärtige Interesse an diesem Forschungsgebiet entwickeln, während ein letzter Teil einige grundlegende Arten pragmatischer Phänomene illustrieren soll. Nebenbei werden wir einige Analysekonzepte einführen, die einen nützlichen Hintergrund bilden.

1.1 Der Ursprung und die geschichtlichen Wechselfälle des Begriffes »Pragmatik«

So, wie der **Begriff Pragmatik** heute verwendet wird, ist er dem Philosophen Charles Morris (1938) zuzuschreiben, dem es darum ging, (im Gefolge von Locke und Peirce)¹ die allgemeine Gestalt einer Wissenschaft der Zeichen, oder **Semiotik** (die Morris **semiotic** nannte), zu skizzieren. Innerhalb der Semiotik unterschied Morris drei getrennte Forschungszweige: **Syntaktik** (oder **Syntax**), d. h. die Untersuchung der »formalen Beziehung der Zeichen untereinander«, **Semantik**, die Erforschung der »Beziehungen der Zeichen zu den Gegenständen, auf die die Zeichen anwendbar sind« (ihren Designata), und **Pragmatik**, die Erforschung der »Beziehung von Zeichen zu den Interpretanten« (1938/d1972: 20). Innerhalb jedes Zweiges konnte man unterscheiden

¹ Abgesehen von dieser Beziehung gibt es nur einen äußerst geringen Zusammenhang zwischen der Pragmatik und den philosophischen Doktrinen des **Pragmatismus** (vgl. Morris, 1938, d1972: 52); Lyons, 1977a/d1980: 132). Es gab jedoch jüngst Versuche, Morris' Dreiteilung in eine Peircesche (oder pragmatistische) Form zu bringen, sie sind aber in diesem Buch nicht erfaßt: vgl. Silverstein, 1976; Bean, 1978.

zwischen **reinen** Untersuchungen, die sich mit der Ausarbeitung der relevanten Metasprache beschäftigten, und **deskriptiven** Untersuchungen, in denen die Metasprache auf die Beschreibung spezifischer Zeichen und deren Gebrauch angewandt wurde (1938 (1971: 24)).

Als Fälle für einen Sprachgebrauch, der durch **pragmatische Regeln** gesteuert wird, bemerkte Morris, daß »Interjektionen wie *Oh!*, Befehle wie z. B. *Komm her!*, ... Ausdrücke wie z. B. *Guten Morgen!* und verschiedene rhetorische und poetische Formeln nur unter ganz bestimmten Bedingungen bei den Sprachbenutzern erscheinen« (1938/d1972: 59). Solche Fakten würde man noch heute innerhalb der linguistischen Pragmatik behandeln. Morris aber dehnte in der Folge den Bereich der Pragmatik im Einklang mit seiner speziellen behaviouristischen Semiotiktheorie aus (Black, 1947): »Die Pragmatik ist genau genug charakterisiert, wenn man sagt, sie befaßt sich mit den biotischen Aspekten der Semiose, d. h., mit allen psychologischen, biologischen und soziologischen Phänomenen, die beim Funktionieren von Zeichen vorkommen« (1938/d1972: 110). Ein solchermaßen definiertes Gebiet wäre viel weiter als die Forschung, die gegenwärtig unter die Rubrik der linguistischen Pragmatik fällt, denn es schlosse ein, was als Psycholinguistik, Soziolinguistik, Neurolinguistik bekannt ist, und vieles mehr.

Seit Morris' Einführung der Trichotomie von Syntax, Semantik und Pragmatik wurde der letzte Begriff mehr und mehr auf zwei ganz verschiedene Arten verwendet. Einerseits wurde der von Morris vorgesehene sehr weite Gebrauch beibehalten, was die Verwendung des Begriffs *Pragmatik* in den Titeln von Büchern erklärt, die sich z. B. mit solch verschiedenen Dingen wie der Psychopathologie der Kommunikation (in der Art G. Batesons und R. D. Laings - vgl. Watzlawick, Beavin & Jackson, 1967) und der Entwicklung von Symbolsystemen (vgl. Cherry, 1974) befassen. Sogar hier besteht jedoch eine Tendenz, *Pragmatik* ausschließlich für einen Teil der linguistischen Semiotik zu verwenden, anstatt sie als Teil von Zeichensystemen im allgemeinen zu betrachten. Dieser weite, u. a. Soziolinguistik und Psycholinguistik umfassende Gebrauch des Begriffs ist im nicht-angelsächsischen Raum immer noch allgemein üblich (vgl. z. B. die Sammlung in Wunderlich, 1972, und Gegenstände des *Journal of Pragmatics*).

Andererseits wurde der Begriff *Pragmatik* besonders innerhalb der analytischen Philosophie einer allmählichen Verengung unterworfen. Hier war der Philosoph und Logiker Carnap besonders einflußreich. Ursprünglich von Morris ausgehend, übernahm Carnap (Carnap 1938: 2) die folgende Version der Dreiteilung:

Wenn in einer Untersuchung explizit auf den Sprecher oder, allgemeiner ausgedrückt, den Sprachbenutzer referiert wird, schreiben wir sie [die Untersuchung] dem Gebiet der Pragmatik zu. ... Wenn wir vom Sprachbenutzer

abstrahieren und nur die Ausdrücke und deren Designata analysieren, sind wir im Bereich der Semantik. Und wenn wir schließlich auch von den Designata abstrahieren und nur die Beziehungen zwischen den Ausdrücken analysieren, sind wir in der (logischen) Syntax.

Leider wurde Carnaps Gebrauch des Begriffs *Pragmatik* durch seine Übernahme von Morris' weiterer Unterscheidung zwischen reinen und deskriptiven Studien verwirrt; und schließlich setzte er Pragmatik mit deskriptiver Semiotik im allgemeinen und damit mit der Erforschung natürlicher (im Gegensatz zu logischen) Sprachen gleich (Carnap, 1959: 13; vgl. die nützliche Klärung in Lieb, 1971). Hier war Carnap jedoch nicht einmal konsequent: er behauptete nämlich auch (Carnap, 1956), es gebe Raum für eine **reine Pragmatik**, die sich mit Konzepten wie *Glauben*, *Äußerung* und *Intension* und deren logischer Interrelation befassen würde. Der Gebrauch des Begriffs im letzteren Sinne ist heute nicht mehr üblich, erklärt aber dessen Verwendung z. B. im Titel eines Buches von Martin (1959). Man kann also in Carnaps Arbeiten den Begriff in mindestens vier verschiedenen Bedeutungen gebraucht finden, aber es war die oben zitierte Definition, die schließlich einflußreich war.

Übrigens kann man schon in Morris' und Carnaps Gebrauch eine systematische ~~dreifache~~ Ambiguität finden: der Begriff *Pragmatik* wurde nicht nur auf Ebenen der Forschung angewandt (wie den Kontrast zwischen Pragmatik und Semantik), sondern auch auf Merkmale der Objektsprache (oder untersuchten Sprache), so daß man z. B. über die pragmatische Partikel *Oh!* im Englischen sprechen konnte, aber auch über Merkmale der Metasprache (oder technischen Beschreibung), so daß man gewissermaßen über eine pragmatische gegenüber einer semantischen Beschreibungsweise der Partikel *Oh!* sprach. Eine derartige Ambiguität ist offenbar nichts anderes als eine Parallele zum Gebrauch der Schwester-Begriffe *Semantik* und *Syntax* und scheint kaum Anlaß für Verwirrung zu geben (vgl. aber Sayward, 1974).

Die Auffassung, die Pragmatik sei die Lehre der Sprachaspekte, die notwendigerweise auf die Sprachbenutzer bezugnehmen, führte dann zu einer sehr natürlichen weiteren Restriktion des Terminus in der analytischen Philosophie. Denn es gibt einen Aspekt natürlicher Sprachen, der unzweifelhaft einer solchen Bezugnahme bedarf, nämlich die Untersuchung von **deiktischen** oder **indexikalischen** Wörtern wie der Pronomen *ich* und *du* (vgl. Kapitel 2). Das philosophische und vor allem das logische Interesse an diesen Begriffen beruht einfach darauf, daß sie ein mögliches Mißlingen generell brauchbarer Argumentations-schemata erklären. Zum Beispiel ist »Ich bin Greta Garbo, Greta Garbo ist eine Frau, deshalb bin ich eine Frau«, nur dann notwendigerweise wahr, wenn nicht nur die ersten zwei Prämissen wahr sind, son-

den auch der Sprecher der Schlußfolgerung derselbe ist wie der Sprecher der ersten Prämisse. Bar-Hillel (1954) stellte sich deshalb auf den Standpunkt, die Pragmatik sei die Lehre von sowohl natürlichen als auch künstlichen Sprachen, die hinweisende oder deiktische Begriffe enthalten, und diese Verwendung übernahm dann Kalish (1967) sowie, äußerst einflußreich, Montague (1968). Die Verwendung in diesem Sinne kann den Linguisten wenig bieten, da alle natürlichen Sprachen deiktische Begriffe haben, und es würde, wie Gazdar (1979a: 2) aufzeigt, daraus folgen, daß natürliche Sprachen keine Semantik, sondern nur eine Syntax und eine Pragmatik hätten. Wenn die Dreiteilung innerhalb der Linguistik funktionieren soll, muß ein weniger eingeschränkter Bereich für die Pragmatik gefunden werden.

In den späten 60er Jahren wurde tatsächlich eine implizite Version von Carnaps Definition - Untersuchungen, die notwendigerweise auf die Sprachbenutzer referieren - in die Linguistik, vor allem in die als generative Semantik bekannt gewordene Richtung, übernommen. Die Geschichte jener Richtung harrt noch eines Historikers, der ihre Ideen aufzeichnet (vgl. aber Newmeyer, 1980), ihre Verbindung mit der Pragmatik kann jedoch durch das gestiegene Interesse an der Bedeutung erklärt werden, für das diese Bewegung stand. Ein solches Interesse bringt, wie wir sehen werden, unvermeidlich die Pragmatik ins Spiel. Im übrigen zeigte sich, daß dieses Interesse an der Bedeutung in einem weiten Sinne einer der besten Standpunkte war, von denen aus die generative Semantik Chomskys (1965) Standardtheorie angreifen konnte. Gleichzeitig interessierten sich die Linguisten sehr für die Versuche der Philosophen, sich mit Problemen der Bedeutung, manchmal vom Standpunkt der ›Sprachbenutzer‹ aus, auseinanderzusetzen. Mindestens eine Zeitlang wandelten Linguisten und Philosophen scheinbar auf gemeinsamen Pfaden, und diese Gemeinsamkeit des Interesses kristallisierte manche der in diesem Buch diskutierten Fragen heraus. Damals war der Bereich der Pragmatik implizit beschränkt. Carnaps ›auf den Sprachbenutzer bezugnehmende Forschungen‹ sind gleichzeitig zu eng und zu weit für linguistische Interessen. Das Konzept ist insofern zu weit, als es Arbeiten wie Freuds Untersuchungen von ›Versprechern‹ oder Jungs Studien der Wortassoziationen, die mit Linguistik kaum etwas zu tun haben, einschließt. Studien in linguistischer Pragmatik müssen also auf Untersuchungen beschränkt werden, die zumindest potentiell linguistische Implikationen haben. Andererseits ist Carnaps Definition insofern zu eng, als sie, einfach interpretiert, parallele Phänomene ausschließt.² Genau wie beispielsweise die

² Nach einer anderen Interpretation beziehen sich alle pragmatischen Parameter auf Sprachbenutzer, wenn auch nur deshalb, weil solche Parameter, um relevant zu sein, von den Gesprächspartnern gewußt oder geglaubt werden müssen.

Interpretation der Wörter *ich* und *du* auf der Identifikation bestimmter Gesprächspartner (oder ›Sprachbenutzer‹) und deren Rolle im Sprechgeschehen beruht, so beruht die Interpretation der Wörter *hier* und *jetzt* auf Ort und Zeit des Sprechereignisses. Demnach könnte Carnaps Definition ungefähr wie folgt korrigiert werden: ›jene linguistischen Untersuchungen, die notwendigerweise auf die Aspekte des Kontexts referieren‹. Das Wort **Kontext** wäre hier so zu verstehen, daß es die Identität der Gesprächspartner, die temporalen und räumlichen Parameter des Sprechereignisses sowie (wie wir sehen werden) das, was die Teilnehmer in diesem Sprechereignis glauben, wissen und intendieren, und zweifellos noch vieles mehr einschließen würde.

Fassen wir zusammen: der Terminus *Pragmatik* wurde in mehreren verschiedenen Bedeutungen verwendet, die alle von Morris' ursprünglicher Aufteilung der Semiotik ausgingen: die Erforschung der Unmengen psychologischer und soziologischer Phänomene, die in Zeichensystemen allgemein oder in einer spezifischen Sprache vorkommen (die nicht-angelsächsische Verwendung des Begriffs); oder die Erforschung gewisser abstrakter Konzepte, die auf Aktanten Bezug nehmen (eine der von Carnap gebrauchten Bedeutungen); oder die Erforschung der indexikalischen oder deiktischen Begriffe (Montagues Verwendung); oder schließlich die in letzter Zeit innerhalb der angloamerikanischen Linguistik und Philosophie übliche Verwendung des Begriffes. Dieses Buch beschäftigt sich ausschließlich mit letzterem Gebrauch des Begriffs, und dessen Klärung müssen wir uns nun zuwenden.

1.2 Die Definition der Pragmatik

Die Verwendung des Terminus *Pragmatik* in einem relativ engen Sinne in der anglo-amerikanischen Philosophie und Linguistik und, damit übereinstimmend, in diesem Buch verdient den Versuch einer Definition. Eine solche ist jedoch gar nicht leicht zu geben, und wir werden dabei mit mehreren Möglichkeiten spielen, von denen jede kaum mehr erreicht, als eine Anzahl von Gebieten für den Forschungsbereich zu skizzieren. Diese Vielfalt möglicher Definitionen und das Fehlen klarer Grenzen mag verwirrend sein, ist aber gar nicht ungewöhnlich: da akademische Disziplinen Sammelsurien bevorzugter Methoden, impliziter Annahmen und zentraler Probleme oder Themen sind, vermögen Versuche, sie zu definieren, selten ganz zu befriedigen. Und in einem Sinne verursacht die Definition auch wirklich überhaupt keine Probleme: genau wie von der Syntax traditionell angenommen wird, sie sei die Erforschung der kombinatorischen Eigenschaften der Wörter und ihrer Teile, und von der Semantik, sie sei die Bedeutungsforschung, so

ist die Pragmatik die Erforschung des Sprachgebrauchs. Eine solche Definition ist genauso gut (oder schlecht) wie die parallelen Definitionen der Schwesterbegriffe, sie wird aber kaum genügen, um aufzuzeigen, woran die Pragmatikforscher wirklich arbeiten; um das herauszufinden, muß man wie in jeder Disziplin hingehen und schauen.

Trotzdem spricht vieles dafür, zumindest gewisse Angaben über den Bereich der Pragmatik zu versuchen. Erstens ist der Begriff nicht übermäßig vertraut. Zweitens ist es nicht leicht, einfach hinzugehen und zu schauen, woran die Pragmatikforscher wirklich arbeiten: es sind (zur Zeit des Schreibens) keine Einführungen erhältlich, bloß eine spezialisierte Zeitschrift (*Journal of Pragmatics*), wo der Begriff im weiteren, nicht-angelsächsischen Sinne verstanden wird, dazu eine Handvoll Monographien und ein paar Aufsatzsammlungen. Trotzdem existieren, in den verschiedenen Zeitschriften der Linguistik und Philosophie verstreut, viele Arbeiten. Drittens scheinen einige Autoren zu suggerieren, es gebe gar kein kohärentes Forschungsgebiet; so sagt Lyons (1977a/d1980: 130), daß die »Anwendbarkeit der Unterscheidung zwischen Syntax, Semantik und Pragmatik zur Beschreibung natürlicher Sprachen im Unterschied zur Beschreibung oder Konstruktion logischer Kalküle zumindest unklar« sei, während Searle, Kiefer & Bierwisch (1980: viii) der Ansicht sind, »Pragmatik ist eines jener Wörter (andere im Englischen sind *societal* und *cognitive*), die den Eindruck erwecken, es werde über etwas ganz Spezifisches und Technisches gesprochen, wohingegen sie eigentlich oft keine klare Bedeutung haben.« Der Pragmatiker wird also herausgefordert, zu zeigen, daß der Begriff zumindest innerhalb der linguistischen und philosophischen Tradition, die das Anliegen dieses Buches ist, klar verwendet wird.

Betrachten wir deshalb einige mögliche Definitionen der Pragmatik. Wir werden finden, daß jede von ihnen mit irgendwelchen Mängeln oder Schwierigkeiten behaftet ist, wie sie auch die Definitionen anderer Forschungsgebiete behindern, aber zumindest erhalten wir auf diesem Wege, durch Angriffe von allen Seiten, ein gute Skizze der allgemeinen Topographie.

Beginnen wir mit einigen Definitionen, die tatsächlich nicht sehr befriedigend sind. Eine mögliche Definition würde so lauten: Unter Pragmatik versteht man die Erforschung jener Prinzipien, die erklären, warum eine bestimmte Gruppe von Sätzen anomale oder nicht mögliche Äußerungen sind. Diese Gruppe könnte einschließen:³

³ Wir werden das Symbol ?? am Anfang von Beispielsätzen gebrauchen, um anzuzeigen, daß sie (zumindest vermutlich) pragmatisch anomal sind. Wir behalten * Sätzen vor, die syntaktisch nicht wohlgeformt oder semantisch anomal sind. Ein einzelnes ? zu Beginn zeigt Anomalie auf mindestens einer dieser drei Ebenen an, legt aber nicht auf eine dieser drei Ebenen fest, sondern ist unverbindlich in bezug auf die Art der Anomalie.

- (1) ?? Komm bitte dahinüber!
- (2) ?? Aristoteles war Grieche, aber ich glaube es nicht
- (3) ?? Freds Kinder sind Punks, und er hat keine Kinder
- (4) ?? Freds Kinder sind Punks, und er hat Kinder
- (5) ?? Ich befehle dir, diesem Befehl nicht zu gehorchen
- (6) ?? Hiermit singe ich
- (7) ?? Wie jeder weiß, kreist die Erde bitte um die Sonne

Die anhand dieser Sätze gezeigten Anomalien kann man mit dem Hinweis erklären, daß es keine, oder zumindest keine gewöhnlichen Kontexte gibt, in denen sie angemessen gebraucht werden könnten.⁴ Obwohl ein derartiger Ansatz ganz nützlich ist, um zu zeigen, mit welcher Art Prinzipien es die Pragmatik zu tun hat, wird er als explizite Definition des Forschungsgebietes kaum befriedigen – aus dem einfachen Grund, daß diese Gruppe von pragmatischen (im Gegensatz zu semantischen, syntaktischen oder soziolinguistischen) Anomalien eher angenommen statt erklärt wird.⁵

Als weitere Definition könnte man anbieten: Unter Pragmatik versteht man die Erforschung der Sprache aus funktionaler Perspektive, d. h. sie versucht, Facetten der sprachlichen Struktur durch Bezugnahme auf nichtsprachliche Kräfte und Ursachen zu erklären. Aber eine solche Definition oder Abgrenzung der Pragmatik könnte die linguistische Pragmatik nicht von vielen anderen Disziplinen unterscheiden, die sich für den funktionalen Ansatz der Sprache interessieren, einschließlich Psycholinguistik und Soziolinguistik. Ferner kann man plausibel einwenden, die Annahme einer so beschaffenen Definition bedeute, daß man die *Motive* für die Untersuchung der Pragmatik mit deren *Zielen* oder dem allgemeinen Umriß der Theorie verwechsle (darüber später mehr).

Eine ebenfalls vorgeschlagene, ganz enge Abgrenzung der Pragmatik besagt, daß sich die Pragmatik ausschließlich mit Prinzipien des Sprachgebrauchs beschäftigen und mit der Beschreibung der sprachlichen Struktur nichts zu tun haben sollte. Genauer: nach Chomskys Unterscheidung zwischen **Kompetenz** und **Performanz** würde sich die Pragmatik nur mit den Prinzipien der Performanz des Sprachge-

⁴ Diese Argumentation basiert auf der Unterscheidung zwischen **Gebrauch** und **Zitieren** oder zwischen »gewöhnlichem« und metalinguistischem Gebrauch; in diesem Zusammenhang vgl. Lyons 1977a/d1980: 19 und die dortigen Anmerkungen. Im Sinne dieser Unterscheidung können Sätze wie (1) – (7) zitiert, aber nicht ohne Schwierigkeiten gebraucht werden.

⁵ Ein anderes Problem ist, daß man sich tatsächlich oft Kontexte vorstellen kann, wo die angeblichen Anomalien schließlich ganz brauchbar sind – der Leser kann es mit den obigen Beispielen versuchen. Das Problem taucht wieder auf, wenn wir uns unten mit dem Konzept der Angemessenheit einer Äußerung befassen.

brauchs beschäftigen. So schlugen Katz & Fodor (1963) eine Theorie der Pragmatik vor (die sie Theorie der **setting selection** nannten), die sich hauptsächlich mit der Desambiguierung von Sätzen durch die Kontexte, in denen sie geäußert wurden, befassen würde. In Wirklichkeit ist klar, daß Kontexte sehr viel mehr tun, als bloß zwischen zur Verfügung stehenden semantischen Satzinterpretationen zu wählen – so sind z. B., Ironie, Untertreibung und dgl. Gebrauchsarten, die wirklich neue Interpretationen im Kontext hervorbringen. Man könnte jedoch behaupten, die Grammatik (im weiteren Sinne, einschließlich Phonologie, Syntax und Semantik) befasse sich mit der kontextfreien Zuordnung von Bedeutung zu linguistischen Formen, die Pragmatik aber mit der weiteren Interpretation dieser Formen im Kontext:

Grammatiken sind Theorien über die Struktur von Satztypen. . . Pragmatische Theorien tragen hingegen nichts zur Erklärung der Struktur linguistischer Konstruktionen oder grammatischer Eigenschaften und Relationen bei. . . Sie legen die Denkweise von Sprechern und Hörern dar, indem sie in einem Kontext die Korrelation zwischen einem Satzexemplar und einer Proposition herausarbeiten. In dieser Hinsicht ist eine pragmatische Theorie Teil der Performanz. (Katz, 1977: 19)

Diese Position hat einige Anhänger (Kempson, 1975, 1977; Smith & Wilson, 1979), aber sie ist mit einer ernsthaften Schwierigkeit behaftet. Aspekte der Sprachstruktur enkodieren nämlich manchmal direkt (oder interagieren mit) Eigenschaften des Kontextes. Es wird dann unmöglich, eine klare Grenze zwischen kontextunabhängiger Grammatik (Kompetenz) und kontextabhängiger Interpretation (Performanz) zu ziehen. Dieses Problem illustriert Katz unbeabsichtigt bei der Erläuterung dieser Grenze: er bemerkt, daß Paare wie *rabbit* (*Kaninchen*) und *bunny* (*Häschen*) oder *Hund* und *Wauwau* sich dadurch unterscheiden, daß der zweite Ausdruck jedes Paares adäquat von Kindern oder gegenüber Kindern gebraucht wird. Da die Unterscheidung auf den Sprechern beruht, die den Begriff in einem bestimmten Kontext adäquat verwenden, wäre die Unterscheidung nicht Teil einer linguistischen Beschreibung des Englischen, die lediglich feststellen würde, daß jeweils beide Glieder des Paares synonym seien. Die Unterscheidung ist jedoch klar in die Sprache eingebaut, genau wie in manchen Sprachen Grade des Respektes zwischen Gesprächspartnern in Lexikon und Morphologie enkodiert sind. Katz schlägt vor, wir müßten uns, um sicher festzustellen, ob ein sprachliches Merkmal kontextabhängig oder kontextunabhängig sei, vorstellen, das Merkmal komme auf einer anonymen Postkarte vor (als Annäherung an den leeren oder **Nullkontext**).⁶

⁶ Dagegen Searle (1979b:117): »Für die Interpretation von Sätzen gibt es etwas wie einen Nullkontext nicht. . . wir verstehen die Bedeutung solcher Sätze nur auf einer Menge von Hintergrundannahmen über die Kontexte, in denen der Satz angemessen geäußert werden könnte.«

Wenden wir dieses Kriterium jedoch an, sehen wir, daß die Implikation oder Inferenz, entweder der Sprecher oder der Adressat sei ein Kind, ebenso gegenwärtig ist, wenn *Wauwau* auf einer anonymen Postkarte geschrieben steht, wie wenn das Wort in einem konkreten angemessenen Kontext gesagt wird (Gazdar, 1979a: 3). Und dies natürlich, weil der angemessene Sprecher oder Adressat im Begriff *Wauwau* enkodiert ist.

Hier kommen wir zum Kern des Definitionsproblems: der **Begriff Pragmatik** umfaßt sowohl kontextabhängige Aspekte der Sprachstruktur als auch Prinzipien des Sprachgebrauchs und Sprachverstehens, die nichts oder nur wenig mit Sprachstruktur zu tun haben. Eine Definition zu schmieden, die glücklich beide Aspekte erfaßt, ist schwierig. Aber man sollte damit nicht den Eindruck erwecken, die Pragmatik sei ein Mischmasch, das sich mit sehr disparaten und zusammenhangslosen Aspekten der Sprache befasse; Pragmatiker sind vielmehr ganz spezifisch an den Wechselbeziehungen zwischen Sprachstruktur und Prinzipien des Sprachgebrauchs interessiert. Betrachten wir nun einige plausible mögliche Definitionen.

Wir könnten mit einer Definition beginnen, die spezifisch darauf abzielt, die Beschäftigung der Pragmatik mit Merkmalen der Sprachstruktur zu erfassen. Die Definition könnte so lauten:

- (8) Unter Pragmatik versteht man die Erforschung jener Relationen zwischen Sprache und Kontext, die **grammatikalisiert** oder in der Struktur einer Sprache enkodiert sind.⁷

Auf diese Weise würde die Pragmatik genau jene Aspekte der Beziehung zwischen Sprache und Kontext erforschen, die für das Schreiben von Grammatiken relevant sind. Eine solche Definition schränkt die Pragmatik auf das Studium gewisser Aspekte sprachlicher Struktur ein und steht in starkem Widerspruch zu Katz' oben skizzierten Vorschlag, die Pragmatik auf das Studium grammatisch irrelevanter Aspekte des Sprachgebrauchs zu beschränken. Solch eine Abgrenzung der Pragmatik würde die Erforschung der **Deixis**, einschließlich Höflichkeitsformen und ähnlichem, und wahrscheinlich das Studium der **Präsupposition** und der **Sprechakte**, d. h. einen großen Teil des vorliegenden Buches, einschließen. Sie würde die Untersuchung jener Prinzipien des Sprachgebrauchs ausschließen, für die man keine Auswirkungen auf die Grammatik von Sprachen zeigen könnte, und dies brächte uns in Verlegenheit, weil zumindest auf den ersten Blick die ganz wich-

⁷ Der Begriff *Grammatikalisierung* wird in diesem Buch durchwegs im weiteren Sinne gebraucht, er schließt die Enkodierung von Bedeutungsunterscheidungen – wiederum im weiteren Sinne – in Lexikon, Morphologie, Syntax und Phonologie von Sprachen – ein.

tigen, **Konversationsimplikaturen** genannten Implikationen außerhalb des Blickfeldes der Pragmatiktheorie stünden. Andererseits hätte eine solche Abgrenzung der Pragmatik den möglichen Vorteil, daß sie das Feld wirkungsvoll abgrenzen und die benachbarten Gebiete wie Soziolinguistik und Psycholinguistik ausschließen würde – kurz, sie würde die Definitionen von Morris und Carnap so eingrenzen, daß die linguistische Relevanz gewährleistet wäre.

Nun ist eine Definition der Pragmatik, die eines ihrer wahrscheinlich zentralsten Phänomene, nämlich die Konversationsimplikatur, ausschließt, wohl kaum attraktiv. Trotzdem könnten ihre Anhänger an die Plausibilität des folgenden allgemeinen Prinzips appellieren: jedes systematische Prinzip des Sprachgebrauchs wird sich wahrscheinlich auf die Sprachstruktur auswirken. Es gibt wohl Gründe für eine solche Annahme (vgl. z. B. Brown & Levinson, 1978: 260ff). Und man kann tatsächlich zeigen, daß sich die Konversationsimplikaturen, d. h. Inferenzen, die aus einigen allgemeinen Regeln oder Maximen des Gesprächsverhaltens hervorgehen, auf die linguistische Struktur auswirken (vgl. Kapitel 3 unten). So ist diese Definition in Wirklichkeit vielleicht viel weniger restriktiv, als sie auf den ersten Blick scheint.

Andere Probleme betreffen die Konzepte von Kontext und Grammatikalisierung, auf denen die Definition beruht. Vertretbarerweise besteht jedoch eine Stärke dieses Ansatzes darin, daß von ihm keine vorgängige Charakterisierung der Kontextauffassung erwartet wird. Denn unter der Annahme, daß wir eine klare Vorstellung von den Grenzen der Semantik haben, untersucht die Pragmatik alle nicht-semantischen in Sprachen enkodierten Merkmale, und diese Merkmale sind Aspekte des Kontexts. Welche Merkmale der ungefähren physischen, sozialen und interaktionalen Aspekte der Äußerungssituation linguistisch relevant sind, ist demnach eine empirische Frage, und wir können die Sprachen der Welt untersuchen, um dies genau festzustellen. Natürlich müßten wir hier dann eine wichtige Unterscheidung treffen zwischen **universaler Pragmatik**, d. h. einer allgemeinen Theorie darüber, welche Aspekte des Kontextes wie enkodiert werden, und der **sprachspezifischen Pragmatik** einzelner Sprachen; so hätte z. B. die Pragmatik des Englischen wohl relativ wenig über den sozialen Status zu sagen (d. h. über die Beschreibung des adäquaten Kontextes für den Gebrauch von *sir*, *your honour* u. ä. hinaus), während sich im Gegensatz dazu die Pragmatik des Japanischen intensiv mit der Grammatikalisierung der relativen sozialen Schichten der Gesprächspartner und Referenten befassen müßte.

Andererseits ist das Konzept der Grammatikalisierung oder linguistischen Enkodierung problematisch. Um etwas zu erreichen, müssen wir unterscheiden können zwischen bloßer Korrelation von sprachli-

cher Form und Kontext einerseits und der Einbeziehung von kontextueller Bedeutung durch die dazugehörige sprachliche Form. Es gibt kaum Zweifel, daß klare Fälle des einen und des anderen vorkommen. Das Lallen, das wir mit Betrunkenheit assoziieren, ist vielleicht bloße Korrelation, während die mit dem Pronomen *du* assoziierte Intimität oder Solidarität ein grammatikalisierendes Merkmal des Kontexts darstellt. Aber es gibt viele Zweifelsfälle. Für die Unterscheidung kann man vielleicht folgende Kriterien vorschlagen: Um sprachlich enkodiert zu sein, muß ein Merkmal des Kontextes (a) intentional kommuniziert sein, (b) mit der in Frage stehenden sprachlichen Form konventionell verbunden sein, (c) die enkodierende Form muß Teil einer Kontrastgruppe sein, deren andere Glieder verschiedene Merkmale enkodieren, (d) die sprachliche Form muß regelgebundenen grammatischen Vorgängen unterliegen. Auf dieser Basis könnte man hoffen, beispielsweise die Assoziation eines bestimmten Dialektes mit einem Sprecher eines bestimmten Gebietes auszuschließen – da eine solche Assoziation normalerweise wohl nicht absichtlich vermittelt wird und mit den sprachlichen Merkmalen nicht durch arbiträre Konvention, sondern durch historischen ›Zufall‹ verbunden ist, und so weiter. Andererseits würde man Merkmale der ›Babysprache‹, zu der die lexikalische Alternative *Wauwau* gehört, vermutlich als im Deutschen enkodiert betrachten, weil sie zumindest teilweise diese Kriterien erfüllen. Diese Kriterien genügen aber wohl kaum, die vielen Zweifelsfälle zu unterscheiden, und man müßte das Konzept weiter ausarbeiten.⁸

Das Wichtigste, das diese Definition der Pragmatik erreicht, ist die Eingrenzung des Gebiets auf rein sprachliche Erscheinungen. Aber sie ist wahrscheinlich zu restriktiv, um den gegenwärtigen Sprachgebrauch genau zu reflektieren. Am unglücklichsten ist der Ausschluß derjenigen Gebrauchs- und Interpretationsprinzipien von Sprache, die erklären, wie zusätzliche Bedeutung (weit gefaßt) in Äußerungen ›hineininterpretiert wird‹, ohne darin wirklich enkodiert zu sein. Die Definition erfaßt also den die Sprachstruktur betreffenden Aspekt der Pragmatik, nicht aber die Seite, die sich mit den Prinzipien des Sprachgebrauchs befaßt, oder nur indirekt, nämlich insofern, als sich diese auf die sprachliche Organisation auswirken.

In der obigen Definition impliziert das Konzept der Enkodierung, daß sich die Pragmatik mit gewissen Bedeutungsaspekten befaßt. Eine Definition, die dies ins Zentrum stellen würde, könnte wie folgt lauten:

⁸ Man betrachte z. B. das französische *Je suis malheureuse*, welches eine Frau als Sprecherin enkodiert: in welchem Sinn würde dies *intentional* übermittelt?

- (9) Unter Pragmatik versteht man die Lehre all jener Bedeutungsaspekte, die von einer Semantiktheorie nicht erfaßt werden.

Oder, wie es Gazdar (1979a: 2) formuliert hat in der Annahme, die Semantik sei auf die Formulierung von Wahrheitsbedingungen beschränkt:

Die Pragmatik hat jene Bedeutungsaspekte von Äußerungen zum Thema, die man mit direkter Referenz auf die Wahrheitsbedingungen des geäußerten Satzes nicht erklären kann.⁹ Vereinfacht: PRAGMATIK = BEDEUTUNG - WAHRHEITSBEDINGUNGEN.

Eine solche Definition ist auf den ersten Blick wohl rätselhaft. Gewiß ist die Semantik definitionsgemäß die Lehre der Bedeutung in ihrer Ganzheit, wie kann deshalb ein Rest entstehen, auf dem man die Pragmatik konstituieren könnte? Hier muß man jedoch wissen, daß die Definition der Semantik als Bedeutungsforschung genauso simplifizierend ist wie die Definition der Pragmatik als Erforschung des Sprachgebrauchs. Erstens müssen wir unterscheiden: einerseits wird der Begriff *Semantik* mehr oder weniger vorthoretisch in einem weiten Sinne gebraucht (vgl. z. B. die Behandlung in Lyons, 1977a/d1980),¹⁰ andererseits wird er als Fachausdruck gebraucht und bezeichnet dann eine bestimmte, absichtlich eingeschränkte Semantiktheorie innerhalb einer allgemeinen Grammatik- oder Sprachstrukturtheorie. Die Semantiktheorie im letzteren Sinne wird, wie wir sogleich zeigen werden, einen viel engeren Bereich abdecken als die Erforschung der ganzen Bedeutung. Zweitens ist der in der Definition intendierte Bereich des Begriffs *Bedeutung*, wie noch dargelegt werden muß, extrem weit. Des Rätsels Lösung wäre also, daß unter dem Gesichtspunkt einer allgemeinen integrierten Linguistiktheorie eine eingeschränkte Semantik im weiten Gebiet der Bedeutung recht viel unerklärt läßt, und dies könnte in der Tat das Gebiet der Pragmatik ausmachen.

Man könnte gegen eine solche Definition u. a. einwenden, der Bereich der Pragmatik würde ihr zufolge je nach angewandter Semantiktheorie stark variieren - enge Semantiktheorien wie die auf Wahrheitsbedingungen basierenden würden der Pragmatik ein großes Restgebiet der ›Bedeutung‹ überlassen; weiter gefaßte semantische Theorien wie einige der auf Bedeutungskomponenten oder semantischen Merkmalen basierenden würden der Pragmatik wohl sehr viel weniger zur Behandlung überlassen.¹¹ Zugegeben: die Art einer pragmatischen Theorie ist

⁹ Die Einschränkung »direkt« ist, wie Gazdar erklärt, nötig, weil pragmatische Implikationen oft teilweise von den Wahrheitsbedingungen der geäußerten Sätze abgeleitet werden. Vgl. Kap. 3 unten.

¹⁰ Der in der Linguistik übliche Gebrauch, bevor in den 60er Jahren der Einfluß der formalen, von Philosophen ausgeübten Semantik spürbar wurde.

¹¹ Merkmalsbasierte Semantiktheorien sind selbstverständlich nicht *inhärent*

bis zu einem gewissen Grad sehr stark von der Art der angewandten Semantiktheorie abhängig, aber das trifft für jede Definition der Pragmatik zu, die eine ausschließliche Domäne sucht, die zur Semantik komplementär ist und sich nicht mit ihr überschneidet. Wichtig ist aber zu sehen, daß diese Abhängigkeit nur partiell besteht, denn unser jetziges Wissen über die Art der - weit gefaßten - Bedeutung läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß es beträchtliche Gebiete gibt, die man innerhalb *keiner* einzelnen auf homogenen Prinzipien aufgebauten Semantiktheorie unterbringen könnte.

Dieses Wissen basiert auf einigen großen Fortschritten, die ungefähr im letzten Jahrzehnt gemacht wurden, nämlich der Entdeckung, daß es mindestens ein halbes Dutzend unterscheidbare und verschiedene Arten von Bedeutungskomponenten oder Implikationen (oder Inferenzen) gibt, die an der Bedeutung von Äußerungen in natürlichen Sprachen beteiligt sind. Die Unterscheidung basiert darauf, daß sich jede dieser Inferenzarten anders verhält. Vor allem verhalten sie sich in der **Projektion** anders, d. h. in der Art, wie sie zusammengesetzt werden, wenn ein komplexer Satz aufgebaut wird, dessen Teile die in Frage stehenden Inferenzen hervorrufen. Einige dieser Bedeutungskomponenten verschwinden unter spezifischen und erkennbaren Bedingungen, nämlich in ganz bestimmten sprachlichen Konstruktionen. Des weiteren sind einige dieser Bedeutungskomponenten **aufhebbar** d. h. der Tilgung durch Merkmale des Kontexts unterworfen (ein in Kap. 3 erklärtes Konzept). Solche Merkmale interagieren mit oder entstehen aus Annahmen, die von den Gesprächspartnern im Kontext gemacht werden, und eignen sich besonders schlecht dafür, als Bedeutungsaspekte in einer Semantiktheorie untergebracht zu werden. Man kann vielleicht am besten anhand von Tafel 1.1 abschätzen, welches Dilemma diese vielfältigen Bedeutungsaspekte für den Semantiker darstellen. Hier geben wir eine Liste von sieben solch mutmaßlicher Bedeutungskomponenten oder Inferenzrelationen einer Äußerung, aber man sollte nicht vergessen, daß diese besonderen Bedeutungsaspekte der Revision und Ergänzung bedürfen: einige werden vielleicht mit anderen zusammenfallen, während zusätzliche Inferenztypen zweifellos ihrer Entdeckung harren (wir werden uns in den folgenden Kapiteln sogar viel damit befassen, wie gut jedes dieser Konzepte etabliert ist).

weiter als auf Wahrheitsbedingungen basierende. Aber merkmalsbasierte Theorien sind gewöhnlich mit einem Bereich für die Semantik verbunden, der den ganzen konventionellen Inhalt von Sätzen einschließt, während (wie wir sehen werden) wahrheitsfunktionale Theorien keine solche Reichweite haben können.

Tafel 1.1 *Elemente des Kommunikationsgehaltes einer Äußerung*

1. Wahrheitsbedingungen oder Folgerungen (Kap. 2 und passim)
2. konventionelle Implikaturen Kap. 3)
3. Präsuppositionen (Kap. 4)
4. Gelingensbedingungen (Kap. 5)
5. Konversationsimplikatur - allgemein (Kap. 3)
6. Konversationsimplikatur - im einzelnen (Kap. 3)
7. auf Konversationsstruktur basierende Inferenzen (Kap. 6)

Merke: 1-2 und möglicherweise auch 3 und 4 sind *konventionell*, 3-7 sind *aufhebbar* oder *kontextabhängig*.

Dem Semantiker stellt sich das Problem, wieviel er für sich beanspruchen soll – sicher kann keine einzelne kohärente Semantiktheorie all diese divergierenden Bedeutungsaspekte enthalten. Wenn der Theoretiker nur die erste Art der Bedeutungskomponente, den wahrheitsfunktionalen Gehalt, zuläßt, gibt es (a) zumindest keine widersprüchlichen Prinzipien über Einschluß oder Ausschluß von Phänomenen und (b) kann die Semantik nach streng homogenen Grundlinien aufgebaut werden. Eine solche Semantik wird eng sein und vieles der Pragmatik überlassen. Ist der Theoretiker andererseits entschlossen, daß sich die Semantik mit dem ganzen konventionellen Bedeutungsinhalt einer Äußerung zu befassen hat (wie exakt immer dieser bestimmt werden soll),¹² wird sich eine semantische Theorie mit den Aspekten 1 und 2 und sehr wahrscheinlich auch mit 3 und 4 befassen. Es ist jedoch unbequem, die Präsupposition einzubeziehen, denn die Präsupposition ist zwar konventionell, aber auch aufhebbar oder kontextabhängig, und Angelegenheiten des Kontextes überläßt man am besten der Pragmatik. Also wird eine solche semantische Theorie (a) widersprüchliche Prinzipien für Einschluß (Konventionalität) und Ausschluß (Aufhebbarkeit) von Phänomenen enthalten und (b) im allgemeinen heterogen aufgebaut sein, um Phänomene mit ziemlich verschiedenen Eigenschaften einzuschließen. Solche Schwierigkeiten könnten den Rückzug auf eine semantische Theorie nahelegen, die sich nur mit den Aspekten

¹² Das Konzept des konventionellen Inhalts ist mehr intuitiv denn theoretisch klar; wir würden z. B. sagen, der Ausdruck *Genie* habe den konventionellen Inhalt ›außergewöhnlicher Intellekt‹ oder ähnlich, auch wenn er ironisch prädiert werden und so die nicht-konventionelle Bedeutung ›außergewöhnlicher Idiot‹ annehmen kann. Dies basiert offenbar auf der Unterscheidung zwischen inhärentem oder ›gegebenem‹ Inhalt (vgl. Saussures Konzept der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens) und Bedeutung, die durch allgemeine Prinzipien der Inferenzziehung unter Mitberücksichtigung von Kontextfaktoren abgeleitet werden kann. Vgl. die wichtige philosophische Analyse der Konvention in Lewis, 1969, wo die grundlegende Arbitrarität jeder Konvention betont wird. S. auch Morgan 1978; Searle 1979b über das Konzept der *wörtlichen Bedeutung*.

1 und 2, d. h. mit dem konventionellen, nicht aufhebbaren, Inhalt befassen würde, ein unglücklicher Kompromiß.

In diesem Buch werden wir als Arbeitshypothese annehmen, eine semantische Theorie sei wahrheitsfunktional. Abgesehen davon, daß eine solche Theorie die obigen Schwierigkeiten vermeidet, indem sie nur den engsten Bereich für die Semantik reklamiert, empfiehlt sie sich dem Pragmatiker aus folgenden Gründen. Erstens ist sie die einzige im Moment verfügbare Theorie, die so genau und prädiktiv ist, daß sie eine Untersuchung der Grenze zwischen Semantik und Pragmatik oder der Interaktion zwischen den beiden Komponenten überhaupt ermöglicht. Zweitens kann man argumentieren, die meisten anderen Theorien, z. B. die auf semantischen Komponenten basierenden, könnten insofern, als sie konsistent und logisch gebaut seien, in diese integriert werden. Drittens ist sie, trotz manch anderer Auffassung und ungelösten Problemen, vielleicht immer noch die Theorie mit der größten Unterstützung in linguistischen und philosophischen Kreisen. Schließlich sind viele der Fragen in der Pragmatik historisch von genau diesem Punkt aus entstanden, und um sie zu verstehen, muß man sich zumindest vorerst aus derselben Richtung nähern. Aber letztlich tut der Pragmatiker vielleicht gut daran, Agnostiker zu bleiben, welche Semantiktheorie auch immer als Arbeitshypothese angenommen wird.

Zentral ist hier jedoch, daß man, welche Art von Semantiktheorie man auch immer annimmt, viele Aspekte einer weit gefaßten Bedeutung einfach nicht einfügen kann, wenn die Theorie eine innere Kohärenz und Konsistenz haben soll. Ausgehend von dem, was wir jetzt über die Bedeutung wissen, scheint eine hybride oder modulare Darstellung unausweichlich: es bleibt die Hoffnung, daß mit zwei Komponenten, einer Semantik und einer Pragmatik, die im Zweiergespann arbeiten, jede relativ homogen und systematisch gebaut werden kann. Solch eine hybride Theorie wird fast sicher einfacher und geregelter sein als eine einzige amorphe und heterogene Theorie der Semantik.

Demnach sprechen einige triftige Gründe für die Auffassung der Pragmatik als Lehre der Bedeutungsaspekte, die von der Semantik nicht erfaßt werden. Wir müssen jedoch wissen, wie der weit gefaßte Begriff der Bedeutung, auf dem die Definition basiert, abgegrenzt werden soll. Dieser weite Sinn sollte den ironischen, metaphorischen und impliziten kommunikativen Gehalt einer Äußerung einschließen und kann deshalb nicht auf den konventionellen Inhalt des Gesagten beschränkt werden. Aber schließt er *alle* Inferenzarten ein, die man (a) aus dem jeweils Gesagten und (b) aus allen verfügbaren Fakten der den Teilnehmern bekannten Welt ziehen kann? Angenommen, Moriarty sagt, seine Uhr sei kaputtgegangen, und daraus schließt Sherlock Holmes, daß er das Verbrechen begangen hat: obwohl die Information in-

direkt vielleicht übermittelt wurde, würden wir kaum sagen, Moriarty hätte sie kommuniziert. Denn Kommunikation beinhaltet Konzepte von Absicht und Handlung, und nur von jenen Inferenzen, die jemand offen zu übermitteln beabsichtigt, kann man sagen, sie seien kommuniziert worden. Für die Grenzziehung zwischen der zufälligen Übermittlung von Informationen und der eigentlichen Kommunikation können wir einen wichtigen Gedanken des Philosophen Grice (1957) zu Hilfe nehmen. Grice unterscheidet zwischen dem, was er **natürliche Bedeutung** nennt (wie in *Die schwarzen Wolken dort bedeuten Regen*) und der **nicht-natürlichen Bedeutung** oder **Bedeutung-*nn*** (gleichbedeutend mit der Auffassung der intentionalen Kommunikation) und gibt dann die folgende Beschreibung der Bedeutung-*nn*.¹³

- (10) S *meinte-*nn** z durch das Aussprechen von U, wenn und nur wenn:
- (i) S beabsichtigte, daß U im Rezipienten H einen Effekt z hervorrufe
 - (ii) S beabsichtigte, daß (i) einfach dadurch erreicht würde, daß H diese Intention erkenne

Hier steht S für Sprecher (im Falle gesprochener Kommunikation; sonst für Sender oder Kommunikator), H für Hörer, oder genauer, den intendierten Rezipienten; »U aussprechen« für die Äußerung eines sprachlichen Vorkommens, z. B. eines Satzteils, Satzes, oder einer Kette von Sätzen oder Satzteilen (oder das Hervorbringen nichtlinguistischer kommunikativer Handlungen); und z für (ungefähr) ein in H hervorgerufenes Glauben oder Wollen.

Eine solche Definition ist wahrscheinlich beim ersten Lesen undurchsichtig, sie sagt aber grundsätzlich folgendes aus: **Kommunikation** besteht aus dem »Sender«, der verursachen will, daß der »Empfänger« etwas denkt oder tut, indem er den »Empfänger« dazu bringt, zu erkennen, daß der »Sender« versucht, diesen Gedanken oder diese Handlung zu verursachen. Somit ist Kommunikation eine komplexe Art der Intention, die genau dadurch erfüllt oder befriedigt wird, daß sie erkannt wird. Im Vorgang der Kommunikation wird die kommunikative Intention des »Senders« **gegenseitiges Wissen** zwischen »Sender« (S) und »Empfänger« (H), d. h. S weiß, daß H weiß, daß S weiß, daß H weiß (und so ad infinitum), daß S diese bestimmte Intention hat.¹⁴ Erreicht

¹³ Grices (1957) Formulierung ist hier leicht verändert, was, wie ich hoffe, durch die Diskussion in Schiffer (1972: 14) legitimiert wird.

¹⁴ Das Konzept des gegenseitigen Wissens wird in Lewis, 1969 und Schiffer, 1972: 30ff, diskutiert und ist für die pragmatische Theorie potentiell von beträchtlicher Bedeutung; man könnte z. B. sagen, ein Sprecher *präsupponiert*, was Sprecher und Adressat gegenseitig wissen (obwohl es mit dieser Auffassung Probleme gibt - cf. Kap. 4). Schiffer (1972:39) argumentiert, die Definition von *Bedeutung-*nn** sollte sich sogar explizit auf das Konzept des gegenseitigen Wissens beziehen. Für eine neuere Aufsatzsammlung über das Thema vgl. Smith, 1982.

man diesen Zustand des gegenseitigen Wissens über eine kommunikative Intention, bedeutet dies, daß man erfolgreich kommuniziert hat. Eine einfache Illustration kann helfen, das Konzept zu verdeutlichen: es unterscheidet zwischen zwei Arten von »buhs« oder Versuchen, jemanden zu erschrecken. Angenommen, ich *springe hinter einem Baum* hervor und erschrecke Sie durch bloße Überraschung. Ich habe durch »natürliche« Mittel einen Effekt in Ihnen erzielt. Aber nehmen wir jetzt an, Sie wissen, daß ich hinter dem Baum bin, Sie erwarten, daß ich hervorspringe, und ich weiß, daß Sie das alles wissen: Ich kann Sie (vielleicht) immer noch durch Hervorspringen erschrecken, indem ich Sie einfach dazu bringe, zu realisieren, daß ich beabsichtige, Sie zu erschrecken. Nur das zweite ist ein Beispiel der Kommunikation im Griceschen Sinn. Grice wollte, daß seine Kommunikations-Definition solche nichtverbalen Fälle abdeckt, aber wir befassen uns hier (und von nun an) nur mit jenen Fällen, wo sprachliches Verhalten Teil der Mittel ist, durch welche die kommunikative Intention erkannt wird.

Sofort taucht ein Rätsel auf: wie, meint man, soll der Rezipient diese komplexe reflexive kommunikative Intention erkennen? Gewiß könnte man argumentieren, man könne sie nur erkennen, weil man eine Konvention kenne, die besagt, daß U z meint, aber dann können wir darauf verzichten, über komplexe Intentionen zu sprechen und für die Kommunikation ein Erklärungsmodell konstruieren, das direkt auf dem Konzept der konventionellen Signale basiert. Aber damit entginge uns Grices grundlegende Erkenntnis, daß nämlich das vom Sprecher mit U Gemeinte mit der Bedeutung von U durchaus nicht notwendigerweise eng verwandt ist. U hat vielleicht gar keine konventionelle Bedeutung, was die Schöpfung von neuen Ausdrücken, Gelegenheitswörtern und damit letztlich einige Aspekte des Sprachwandels ermöglichen (für eine Erklärung, wie diese Kommunikationen verstanden werden können, vgl. Schiffer, 1972: Kap. V). Entscheidend für die Pragmatik ist allerdings, daß Grices Theorie erklärt, wie interessante **Discrepanzen zwischen Sprecherbedeutung** (Grices Bedeutung-*nn*) und **Satzbedeutung** entstehen können.¹⁵ So kann z. B. ein Sprecher, wenn er

¹⁵ Diese Unterscheidung wird manchmal auch unter den Stichwörtern **übermittelte Bedeutung** gegenüber **wörtlicher Bedeutung** besprochen. In diesem Buch ziehen wir statt dem Konzept der wörtlichen Bedeutung die Ausdrücke **Satzbedeutung** oder **konventioneller Inhalt** vor (letzteren, um sprachliche Ausdrücke zu erfassen, die nicht unbedingt Sätze sind), obwohl es schwierig ist, ohne die mit *wörtlich* gebildeten adjektivischen Konstruktionen auszukommen. Der Leser sei gewarnt, daß keines dieser Konzepte völlig klar ist (vgl. z. B. Gazdar, 1979a: 157ff; Searle, 1979b: Kap. 5). Man kann unterscheiden zwischen den Begriffen Satzbedeutung und wörtlicher Bedeutung, so, daß z. B. »auf den Arm nehmen« zwei Satzbedeutungen (eine idiomatische und eine zusammengesetzte), aber nur eine wörtliche Bedeutung (die zusammengesetzte, nicht-idiomatische Interpretation) hat. Aber wir werden diese Unterscheidung weiter unten nicht brauchen.

ironisch *Die Linguistik ist faszinierend* sagt, ›die Linguistik ist tödlich langweilig‹ zu kommunizieren beabsichtigen. Ferner gibt es offenbar allgemeine Konventionen über den Sprachgebrauch, die einen gewissen Grad von Implizitheit in der Kommunikation verlangen (oder vielleicht nur nahelegen), was zur Folge hat, daß das vom Sprecher mit einer Äußerung U Gemeinte durch die Bedeutung der geäußerten sprachlichen Form ziemlich sicher nicht erschöpft ist (vgl. Kap. 3). Wie aber kann man dann die volle kommunikative Intention erkennen? Indem man nicht nur die Bedeutung von U berücksichtigt, sondern auch die präzisen Mechanismen (wie Ironie oder allgemeine Annahmen einer gewissen Ebene der Implizitheit), die eine Divergenz zwischen der Bedeutung von U und dem durch die Äußerung von U in einem bestimmten Kontext Kommunizierten verursachen können. Ein Großteil dieses Buches ist dem Nachspüren dieser Mechanismen gewidmet, die wir, wie andere Aspekte sprachlichen Wissens, täglich unbewußt anwenden.

Wenn wir jetzt die Gricesche *Bedeutung-nn* als Bereich der Bedeutung in der Definition der Pragmatik in (9) übernehmen, erfassen wir die meisten Phänomene, die wir einschließen wollen, nämlich die ironischen, metaphorischen und indirekten Implikationen dessen, was wir sagen wollen (Elemente 5, 6 und 7 in Tafel 1.1), und schließen die nicht intendierten Inferenzen aus, die intuitiv in einer Kommunikationstheorie keine Rolle zu spielen haben. Wir sollten hinzufügen, daß Grices Theorie eine Reihe von philosophischen Problemen aufwirft (vgl. z. B. Schiffer, 1972), aber diese scheinen den Wert des Kerngedankens nicht zu beeinträchtigen.

Wir haben jetzt eine Skizze des Bereichs der Bedeutung, auf die in der Definition Bezug genommen wird, nämlich alles, von dem gesagt werden kann, es sei im Griceschen Sinne durch die Äußerung eines sprachlichen Exemplars in einem Kontext kommuniziert worden. Aber können wir als Definition der Pragmatik denn nichts anderes anbieten als die Ergänzung zur Semantik oder den Rest, den diese im Bereich der Bedeutung übrigläßt? Gibt es im Bereich der Pragmatik selbst keine konzeptuelle Integrität? Wir könnten versuchen, eine solche konzeptuelle Einheit zu finden, indem wir zwischen Satzbedeutung und Äußerungsbedeutung unterscheiden und dann hoffen, die Semantik mit der Erforschung der Satzbedeutung und die Pragmatik mit der Erforschung der Äußerungsbedeutung gleichsetzen zu können.

Die Unterscheidung zwischen *Satz* und *Äußerung* ist sowohl für die Semantik als auch für die Pragmatik von fundamentaler Bedeutung. Das Wesentliche ist, daß ein Satz eine abstrakte theoretische Entität ist, die innerhalb einer Theorie der Grammatik definiert wird, eine Äußerung hingegen das Hervorbringen eines Satzes, Satz-Analogs oder

Satzfragments in einem wirklichen Kontext. Empirisch mag das Verhältnis zwischen einer Äußerung und einem entsprechenden Satz ziemlich unklar sein (die Äußerung kann z. B. elliptisch sein oder Satzfragmente oder ›falsche Anfänge‹ enthalten), aber es ist (nach Bar-Hillel) üblich, sich eine Äußerung als Verbindung eines Satzes mit einem Kontext zu denken, dem Kontext nämlich, in dem der Satz ausgesprochen wurde. Es ist wichtig, aber in der Praxis äußerst schwierig, diese Unterscheidung in der Erforschung der Bedeutung immer beizubehalten. Wie schwierig es ist, kann man daraus ersehen, daß die Linguisten Konzepte wie *Präsupposition*, *illokutionäre Kraft*, *Wahrheitsbedingung* wechselweise Sätzen oder Äußerungen zuordnen, obwohl die Wahl wichtige theoretische Folgen hat. Man kann behaupten, die Verwirrung entstehe hier aus dem Bedarf nach noch mehr Unterscheidungen: so empfiehlt Lyons (1977a/d1980) Unterscheidungen zwischen Textsätzen und Systemsätzen, Satztypen und Satzexemplaren, Äußerungstypen und Äußerungsexemplaren sowie Äußerungsakten und Äußerungsprodukten. Wir werden jedoch mit alldem kaum umgehen können, wenn wir nicht imstande sind, die erste Unterscheidung systematisch zu treffen (und der aufmerksame Leser kann zweifellos derartige Fehler in diesem Buch finden). Aus Gründen der Darstellung müssen wir das Wort *Äußerung* in diesem Buch auf verschiedene Arten gebrauchen, aber wo es im Kontrast zu *Satz* gebraucht wird, sollte es im Sinne Bar-Hillels verstanden werden als ein Satz (oder manchmal eine Satz-kette), der mit einem Kontext verbunden ist.¹⁶ Dies Verständnis ist für den Vorschlag wichtig, die Semantik befasse sich mit der Satzbedeutung und die Pragmatik mit der Äußerungsbedeutung.

Viele Autoren akzeptieren diese Gleichsetzung implizit, sie wirft jedoch eine Reihe von Problemen auf. Erstens würde in den (seltenen) Fällen, wo die Satzbedeutung die Äußerungsbedeutung erschöpft (d. h. wo der Sprecher genau meinte, was er sagte, nichts mehr, nichts weniger), derselbe Inhalt sowohl der Semantik als auch der Pragmatik zugeschrieben. In anderen Worten müßten wir das Konzept der Äußerungsbedeutung insofern einschränken, als wir die Satzbedeutung subtrahieren, und in diesem Fall sind wir wieder bei einer Definition der Pragmatik als Rest. Es gibt aber noch andere Probleme; denn gewisse Aspekte der Satzbedeutung kann man zumindest innerhalb wahrheits-

¹⁶ Hier wird die vereinfachend angenommen, das, was Sprecher hervorbringen, - Lyons' *Äußerungsprodukte* - sei mit Sätzen, Lyons' *System-Sätzen* oder theoretischen Entitäten äquivalent. Die Limitationen einer solchen Annahme werden in Kap. 6 klargestellt. Zweitens werden wir den Terminus *Äußerung* hauptsächlich als vortheoretischen Ausdruck brauchen, und zwar für ›jede Strecke von Sprechen seitens einer Person, die vorher und nachher nicht spricht‹ (Harris 1951: 14; nach Lyons 1977a).

funktionaler oder anderer enger semantischer Theorien nicht erklären. Es sind dies konventionelle, aber nicht-wahrheitsfunktionale Elemente der Satzbedeutung, z. B. das, was wir *konventionelle Implikaturen* nennen werden, sowie (mindestens gemäß vielen Theorien) *Präsuppositionen* und vielleicht sogar *Aspekte der illokutionären Kraft* (Konzepte, die in den folgenden Kapiteln dargelegt werden). Geht man von einer wahrheitsfunktionalen Semantik aus, müßte man diese Aspekte der Satzbedeutung in der Pragmatik behandeln, und folglich können Satzbedeutung und Semantik nicht direkt gleichgesetzt werden. Unter derselben Voraussetzung ergibt sich für diesen Vorschlag ein weiteres riesiges Problem: *definite Aussagen werden weniger von Sätzen, sondern eher von Äußerungen gemacht, und diesen können wir folglich vernünftigerweise Wahrheitsbedingungen zuordnen* (wie einige Philosophen seit langem bemerkt haben; vgl. z. B. Strawson, 1950; Stalnaker, 1972). Das Argument basiert teilweise auf der beherrschenden Rolle der *Deixis* (vgl. Kapitel 2) in natürlichen Sprachen, denn Sätze wie (11) sind nur in bezug auf kontextuelle Parameter wahr oder falsch, nämlich dank der Tatsache, daß *ich*, *jetzt* und das Tempus von *bin* Variablen sind, denen spezifische Werte nur bei bestimmten Äußerungsgelegenheiten gegeben werden (z. B. ist (11) nur wahr, wenn es von bestimmten Sprechern gesagt wird, nämlich den Dreiundsechzigjährigen, oder wahr von Individuen nur zu bestimmten Zeiten, wenn sie dreiundsechzig sind):

(11) Ich bin jetzt dreiundsechzig Jahre alt

Diese Fakten *scheinen* zu belegen, daß Wahrheitsbedingungen Äußerungen zugeschrieben werden müssen, d. h. Sätzen, die mit ihren assoziierten Äußerungskontexten verbunden sind, nicht Sätzen allein (oder, wenn man will: Wahrheitsbedingungen schließen Kontextbedingungen mit ein). Also ist es wiederum sinnlos, die Semantik mit der Lehre der Satzbedeutung gleichzusetzen.

Es gibt eine weitere Formulierung des im wesentlichen gleichen Vorschlags: die Semantik sollte sich mit der Bedeutung außerhalb des Kontextes oder der nicht kontextabhängigen Bedeutung befassen, die Pragmatik aber mit der Bedeutung im Kontext. Die strenge Version dieser Theorie, die offenbar von Katz (1977) vertreten wird, nimmt an, es existiere eine gegebene, natürliche Ebene kontextunabhängiger Bedeutung, und die Satzbedeutung könne unabhängig und vor der Äußerungsbedeutung beschrieben werden. Aber wie wir dargelegt haben und unten belegen werden, scheint dies nicht der Fall zu sein. Denn wenn man eine wahrheitsfunktionale Semantik akzeptiert, ist man gezwungen, Wahrheitsbedingungen für Sätze-im-Kontext zu bestimmen; wenn man hingegen (wie wohl Katz) vorzieht, daß sich die Semantik

mit jenen Bedeutungsaspekten befassen soll, die sprachlichen Formen durch Konvention zugeordnet werden, dann schließt man kontextabhängige Bedeutungsaspekte in die Semantik ein. Eine schwächere Version desselben Vorschlages wäre die Überlegung, daß die Semantik, soweit möglich, eine Abstraktion hinweg von den kontextunabhängigen Äußerungen darstellt (wie Carnap, 1959: 13; Lyons, 1977a/d1983: 206, vorschlagen). Jedenfalls macht es nicht den Anschein, daß man sich auf die Unterscheidung zwischen Satzbedeutung und Äußerungsbedeutung verlassen kann, um die Unterscheidung zwischen Semantik und Pragmatik zu klären.

Uns bleibt die grobe Definition, die Pragmatik befaße sich mit der Erforschung jener Aspekte der Bedeutung, die in der Semantik nicht abgedeckt werden. Trotz mancher Vorzüge versäumt es eine solche Definition, auf die vereinheitlichenden Eigenschaften pragmatischer Phänomene aufmerksam zu machen. Wenden wir uns einer anderen Definition zu, die die Kontextabhängigkeit solcher Phänomene mehr ins Zentrum stellt.

(12) Unter Pragmatik versteht man die Lehre der Beziehungen zwischen Sprache und Kontext, die für eine Erklärung des Sprachverstehens grundlegend sind.

Hier wird der Terminus *Sprachverstehen* so gebraucht, wie es die Forscher der künstlichen Intelligenz bevorzugen, um darauf hinzuweisen, daß für das Verständnis einer Äußerung sehr viel mehr nötig ist als das Wissen über die Bedeutungen der geäußerten Wörter und die grammatischen Beziehungen zwischen ihnen. Vor allem beinhaltet das Verstehen einer Äußerung den *Vollzug der Inferenzen*, die das Gesagte mit dem, was gemeinsam angenommen wird oder schon gesagt worden ist, verbinden.

Eine solche Definition hat folgende Stärken. Sie anerkennt, daß sich die Pragmatik wesentlich mit Inferenz befaßt (Thomason, 1977): Eine pragmatische Theorie muß zu einer in einem Kontext geäußerten sprachlichen Form die Inferenz von Präsuppositionen, Implikaturen, der illokutionären Kraft und anderer pragmatischer Implikationen erklären. Zweitens unterscheidet sie im Gegensatz zu Definition (8) zwischen Semantik und Pragmatik nicht auf der Basis enkodiert/nicht-enkodiert, was wichtig ist, weil es, wie wir sehen werden, immer noch Kontroversen darüber gibt, ob solche pragmatischen Implikationen wie Präsupposition oder illokutionäre Kraft in sprachlichen Formen enkodiert oder grammatikalisiert seien oder nicht. Drittens schließt sie die meisten Aspekte der Erforschung von Prinzipien des Sprachgebrauchs ein; denn offenbar existiert ein allgemeines Prinzip der folgenden Art: für jede systematische Menge von Beschränkungen auf den

Sprachgebrauch gibt es eine entsprechende Menge von Inferenz-Prozeduren, die auf das Sprachverstehen angewandt werden (vgl. Levinson, 1979a).

Die Schwächen sind leider ebenso klar. Erstens schließt dann die Pragmatik die Erforschung der Interaktion zwischen sprachlichem Wissen und der Gesamtheit des Weltwissens (oder »enzyklopädischem Wissen«) der Teilnehmer mit ein. Um z. B. die kleine Geschichte in (13) zu verstehen, muß man die im folgenden zusammengestellten Tatsachen wissen: Geschenke besorgt man normalerweise mit Geld; Sparschweinchen braucht man zur Aufbewahrung von Geld; Sparschweinchen sind gewöhnlich aus einem festen Material wie Metall oder Plastik; Geld wird in einem Behälter aus festem Material gewöhnlich scheppern, etc.

- (13) Jill wollte Bill ein Geburtstagsgeschenk besorgen, also ging sie und holte ihr Sparschweinchen; sie schüttelte es, aber es gab keinen Ton von sich; sie würde Bill ein Geschenk basteln müssen

Dieses Beispiel kommt aus der künstlichen Intelligenz-Forschung (Charniak, 1972), die versucht, die Bedeutung von gewöhnlichen Äußerungen in eine explizite Darstellung zu übersetzen, die ein Computer verwenden könnte, um »intelligente« Antworten hervorzubringen. Die immensen Schwierigkeiten solcher Übersetzungen haben eindrücklich gezeigt, welche große Rolle das unterstellte Wissen beim Verstehen von Äußerungen spielt.

Diese Abhängigkeit der Interpretation von Hintergrundannahmen ist als Argument gegen die Möglichkeit jeglicher systematischen Erforschung des Sprachverstehens benutzt worden: wenn die Menge der potentiell relevanten Annahmen mit der totalen Menge dessen zusammenfällt, was Teilnehmer an Fakten wissen oder glauben, dann bedeutet die Erforschung dieses Interpretationsvorgangs die Erforschung der totalen Summe menschlichen Wissens und Glaubens (Katz & Fodor, 1963). Das Argument ist offensichtlich irreführend: genau wie man Regeln der logischen Ableitung bilden kann, die auf eine unbestimmt große Menge von Propositionen anwendbar sind, ist es auch sehr wohl möglich, die *Prinzipien*, die der Interaktion zwischen Äußerungen und Annahmen zugrundeliegen (wie speziell sie auch sein mögen), einfach und rigoros zu formulieren. Trotzdem, wenn die Pragmatik als eine *Komponente* innerhalb der linguistischen Theorie betrachtet werden soll (eine Frage, auf die wir zurückkommen werden), kann es sein, daß mit solchen Prinzipien wirklich zuviel eingeschlossen wäre. Aber über dieses Problem ist wenig ernsthaft nachgedacht worden.

Eine weitere Schwierigkeit, die sich dieser Definition oder Abgrenzung der Pragmatik stellt, ist, daß sie eine explizite Charakterisierung

der **Kontextauffassung** verlangt. In einer früheren Definition, wo die Pragmatik auf enkodierte Kontextaspekte beschränkt war, konnte man verlangen, daß die relevanten Kontextaspekte nicht im voraus spezifiziert, sondern eher durch eine Gesamtuntersuchung der Sprachen der Welt entdeckt werden sollten. Hier scheint jedoch eine Charakterisierung des Kontextes notwendig, es sei denn, man wolle behaupten, Kontext sei, was immer (außer der Semantik) Inferenzen produziere. Was könnte man also mit *Kontext* meinen? Erstens muß man einerseits zwischen eigentlichen Äußerungssituationen in all ihrer Vielfalt von Merkmalen und andererseits der Auswahl genau jener Merkmale, die kulturell und sprachlich für die Produktion und Interpretation von Äußerungen relevant sind, unterscheiden (vgl. z. B. Van Dijk, 1976: 29). Der Terminus *Kontext* bezeichnet natürlich letzteres (obwohl **Kontextbeschreibung**, wie Bar-Hillel (1970: 80) vorschlug, ein adäquaterer Terminus hätte sein können). Aber können wir diese Merkmale voraussagen? Lyons nennt kühn zusätzlich zu den Prinzipien der Logik und des Sprachgebrauchs die folgenden (1977a/d1983: 191), (i) Kenntnis von *Rolle* und *Status* (wobei die Rolle sowohl die Rolle im Sprachereignis, z. B. Sprecher oder Adressat, als auch die soziale Rolle umfaßt, der Status aber Vorstellungen der relativen sozialen Stellung), (ii) Kenntnis des räumlichen und zeitlichen *Standortes*, (iii) Kenntnis des *Formalitätsgrades*, (iv) Kenntnis des *Mediums* (ungefähr des für einen Kanal adäquaten Codes oder Stils, z. B. der Unterscheidung zwischen geschriebenen und gesprochenen Varietäten einer Sprache), (v) Kenntnis des *angemessenen Inhaltes*, (vi) Kenntnis einer *angemessenen Provinz* (oder *Domäne*, die das Sprachregister bestimmt). Ochs (1979c) bemerkt in einer ausgedehnten Diskussion dieser Auffassung: »Der Skopus des Kontexts ist nicht leicht zu definieren . . . man muß die *soziale und psychologische Welt, in welcher der Sprachbenutzer zu jeder gegebenen Zeit operiert*, mitbetrachten« (S. 1), »sie schließt zumindest ein, was Sprachbenutzer über temporale, lokale und soziale Gegebenheiten glauben oder annehmen, frühere, gegenwärtige und zukünftige (verbale, nonverbale) Handlungen sowie den Wissensstand und die Aufmerksamkeit jener, die an der betreffenden sozialen Interaktion teilnehmen« (S. 5). Sowohl Lyons als auch Ochs betonen, daß man den Kontext nicht so verstehen darf, daß sprachliche Merkmale ausgeschlossen sind, da diese oft die relevanten kontextuellen Annahmen hervorrufen (was Gumperz (1977), der solche sprachlichen Merkmale *Kontextualisierungshinweise* nennt, sehr schön zeigt). Sicher müssen wir in diesem Buch einschließen, was die Sprecher über die meisten obigen Parameter glauben, einschließlich die Stellung der laufenden Äußerung innerhalb der Sequenz von Äußerungen, die den Diskurs bilden. Andere Autoren waren bescheidener: »Ich habe das zentrale

Konzept dieses Artikels, nämlich *pragmatischer Kontext*, in einer ziemlich durchgehenden Unbestimmtheit belassen, und dies aus dem einfachen Grund, daß ich keinen klaren Weg sehe, die Unbestimmtheit im Moment zu reduzieren« (Bar-Hillel, 1970: 80). Obwohl wir etwa auf den Wegen von Lyons oder Ochs die Unbestimmtheit vielleicht abbauen können, indem wir relevante Kontextmerkmale auflisten, scheinen wir über keine Theorie zu verfügen, die die Relevanz all dieser Merkmale voraussagt, und dies ist vielleicht für eine Definition, die offenbar auf dem Konzept des Kontextes beruht, etwas peinlich.¹⁷

Man könnte eine derartige Definition auch angreifen, indem man vorerst das Konzept des *Sprachverstehens* hinterfragt. Wie soll dieses expliziert werden? Eine vernünftige und vielleicht die einzig plausible Antwort wäre, das Verstehen einer Äußerung sei die Dekodierung oder Kalkulation all dessen, von dem man vernünftigerweise annehmen könne, der Sprecher der Äußerung habe es gemeint (vgl. Strawson, 1964). Hier läßt sich das Konzept der Sprecherbedeutung einmal mehr am besten mit einem Verweis auf Grices Konzept der Bedeutung-*nn* erklären, denn wir interessieren uns nur für die offen und intentional übermittelten Inferenzen. Die Definition läuft eigentlich auf folgendes hinaus: die Pragmatik erforscht die Rolle, die der Kontext in der Sprecher- (oder Äußerungs-)bedeutung spielt. Aber da es uns nicht gelungen ist, eine klare Vorstellung des Kontextes zu vermitteln, läuft es wahrscheinlich darauf hinaus, daß wir in den Kontext einschließen, was immer wir an Sinnbezügen und Ähnlichem aus der Semantik ausschließen. Und so sind wir offenbar wiederum bei dem Gedanken, die Pragmatik betreffe all jene Bedeutungsaspekte, die nicht in die Semantik eingeschlossen sind. (In diesem Fall, könnte man einwenden, ist das problematische Konzept des Kontextes freiwillig eingeführt worden.) Sicher sind die zwei Definitionen ((9) und (12)) nicht weit voneinander

¹⁷ Für bestimmte Zwecke pflegen Pragmatiker die Art des Kontextes in Übereinstimmung mit den zu lösenden Problemen einzuschränken: so heißt es in einem Werk, das sich hauptsächlich mit Präsupposition und Implikatur befaßt, »die Kontexte sind Mengen von Propositionen, die nur durch die Konsistenz beschränkt sind . . . Die konsistenten Mengen von Propositionen, die Kontexte umfassen, sind als jeweilige 'Verpflichtungstafel' des individuellen Sprechers im Sinne von Hamblin (1971:136)« (Gazdar, 1979a: 130) zu verstehen. Demgegenüber wird in einem Werk, das sich mit literarischer Interpretation befaßt, »ein Kontext als ein 'komplexes Ereignis' aufgefaßt, d. h. als ein geordnetes Paar von Ereignissen, von denen das erste das zweite verursacht. Das erste Ereignis ist - grob gesagt - das Hervorbringen einer Äußerung durch den Sprecher, das zweite die Interpretation der Äußerung durch den Hörer« (Van Dijk, 1976: 29). Klarerweise muß eine allgemeine Theorie der Aspekte des für die Produktion und Interpretation relevanten Kontextes breiter als diese beiden sein.

entfernt, aber man könnte behaupten, zumindest die, welche die Beschaffenheit des Kontextes ins Zentrum stellt, zeige klar, daß sich eine pragmatische Theorie u. a. die Erklärung seiner Beschaffenheit zum Ziel setzen müßte.

Wenden wir uns nun einer Definition zu, die in der Literatur, wenn auch meist nur in einer impliziten Form, zu den beliebtesten gehört. Diese Definition würde das Konzept der **Angemessenheit** oder des **Gelingens** ins Zentrum der Pragmatik stellen:

- (14) Unter Pragmatik versteht man die Untersuchung der Fähigkeit von Sprachbenutzern, Sätze mit den Kontexten, in denen sie angemessen wären, zu verknüpfen.

Eine solche Definition müßte jenen gefallen, die die Pragmatik auf der gleichen Ebene mit anderen Aspekten der linguistischen Forschung sehen möchten. Denn wenn die Pragmatik als ein Aspekt der sprachlichen Kompetenz in Chomskys Sinne betrachtet werden soll, dann muß sie wie andere Aspekte eine abstrakte kognitive Fähigkeit darstellen. Eine solche Sicht ergibt überdies eine hübsche Parallele zur Semantik: denn genau wie eine Semantiktheorie sich z. B. mit der rekursiven Zuordnung von Wahrheitsbedingungen zu wohlgeformten Ausdrücken beschäftigt, so beschäftigt sich die Pragmatik mit der rekursiven Zuordnung von **Angemessenheitsbedingungen** auf dieselbe Menge von Sätzen mit ihren semantischen Interpretationen. In anderen Worten: eine Pragmatiktheorie sollte im Prinzip für jeden einzelnen wohlgeformten Satz einer Sprache voraussagen, in welcher Gruppe von Kontexten er bei einer gewissen semantischen Interpretation angemessen wäre.

Eine solche Sicht erfreut sich großer Beliebtheit, nicht nur unter Linguisten (vgl. z. B. Van Dijk, 1976: 29; Allwood, Andersson & Dahl, e1977: 153; Lyons, 1977a/d1983: 190), sondern auch unter Philosophen (ursprünglich Austin, 1962 und Searle, 1969). Aber sie leidet unter vielen Schwierigkeiten. Zwar überschneiden sich, wie wir noch sehen werden, die meisten Definitionen der Pragmatik gelegentlich mit dem Gebiet der Soziolinguistik, aber diese Definition hätte eine genaue Identität mit einem soziolinguistischen Konzept zur Folge, nämlich der Erforschung der **kommunikativen Kompetenz** in der Auffassung von Hymes (1971). Zweitens verlangt sie die grundsätzliche Idealisierung einer kulturell homogenen Sprachgemeinschaft oder die Konstruktion von *n* Pragmatiktheorien für jede Sprache, wobei *n* die Anzahl der kulturell unterscheidbaren Untergemeinschaften wäre. In einem Dorf in Südin-dien z. B., wo es vielleicht zwanzig verschiedene Kasten gibt, kann eine einzige Höflichkeitspartikel nur eine Bedeutung (z. B. Sprecher dem Adressaten untergeordnet), aber zwanzig verschiedene Regeln für den

angemessenen Gebrauch haben: Mitglieder einer Kaste brauchen sie von Cousin zu Cousin, andere nur für ihre engste Familie etc. (reale Details in Levinson, 1977). Drittens verhalten sich die Sprecher einer Sprache nicht immer in der von den herrschenden Sitten empfohlenen Weise – sondern vielleicht skandalös oder auf andere Weise »unangemessen«. Folglich würde eine solche Definition dazu führen, daß die Daten der Pragmatik in einer recht abstrakten Beziehung zu dem stünden, was wirklich im Sprachgebrauch beobachtet werden kann, wo doch viele Linguisten es als einen der wichtigsten Beiträge der Pragmatik erachtet haben, daß sie die Aufmerksamkeit wiederum vermehrt auf den eigentlichen Sprachgebrauch gerichtet hat. Viertens ist es offenbar Tatsache, daß pragmatische Beschränkungen im allgemeinen aufhebbar, jedenfalls nicht unveränderlich sind. Angenommen wir versuchten, mittels Angemessenheitsbedingungen Erklärungen für das pragmatische Konzept der Präsupposition zu formulieren, so würden wir finden, daß sie die Gebrauchsbedingungen falsch voraussagten. Z. B. präsupponiert offenbar das Verb *bedauern*, daß sein Komplement wahr ist, was uns die folgende Beschreibung erlauben würde: der Satz *John bedauert den Betrug nicht* kann nur im Kontext, daß bekannt ist (oder geglaubt wird), daß John betrogen hat, angemessen gebraucht werden. Aber leider können wir uns leicht einen Kontext vorstellen, in dem dieser Satz angemessen verwendet werden könnte, obwohl *nicht* angenommen wird, daß John betrogen hat: z. B. wenn Sie mich in der Annahme, er hätte betrogen, fragen würden, ob es ihm nun leidtäte, ich aber Ihnen sagen und Sie überzeugen würde, daß er es nicht getan hat, und folglich sagen würde *Also bereut John den Betrug nicht* (Gazdar, 1979a: 105). Das Problem ist ganz allgemein: wenn die pragmatischen Implikationen einer Äußerung nicht in den Kontext passen, wird gewöhnlich die Äußerung nicht als irgendwie mißlungen oder unangemessen oder bizarr behandelt, sondern man nimmt an, die pragmatischen Implikationen seien nicht richtig. Die Anwendung des Konzeptes von Angemessenheitsbedingungen würde in diesem Falle jedoch schlicht falsche Voraussagen machen.

Schließlich taucht ein weiteres, entscheidendes Problem mit dem Gebrauch der Angemessenheit als primitivem oder grundlegendem Konzept in der Pragmatik auf. Denn es gibt ein weit verbreitetes Phänomen, das Grice *Ausschöpfung* genannt hat: Angenommen, es gibt eine kommunikative Konvention C, daß man im Kontext Y A tut, und jemand tut B in Y, oder tut A, aber im Kontext Z, so wird normalerweise nicht angenommen, man habe einfach die Konvention C verletzt und Unsinn produziert. Eher wird im allgemeinen angenommen, man habe die Konventionen ausgeschöpft, um dennoch eine in den Kontext passende Nachricht zu kommunizieren. Wenn ich z. B. meinen Hut

nur Höhergestellten gegenüber ziehe, bei einer Gelegenheit aber den Hut vor einem Gleichgestellten ziehe, kann ich wirkungsvoll, in scherzhafter oder feindlicher Absicht, einen ironischen Respekt kommunizieren (das nicht-sprachliche Beispiel soll darauf aufmerksam machen, daß das Phänomen sehr allgemein ist; für eine Studie einer bestimmten sprachlichen Praxis und der dadurch ermöglichten Witze vgl. die Arbeiten über Eröffnungen von Telefongesprächen von Schegloff (1979a)). Ironie ist ein gutes Beispiel für diese Ausschöpfung und die Schwierigkeiten, die sie einer auf Angemessenheit basierenden pragmatischen Theorie stellt, denn die Ironie bezieht ihre Wirkung und ihre kommunikative Bedeutung und folglich ihre Angemessenheit genau aus ihrer Unangemessenheit. Das Problem besteht also im allgemeinen darin, daß man, indem man äußerst unangemessen ist, trotzdem höchst angemessen sein kann! Zugestanden, man braucht vielleicht sogar einen Begriff »normaler Praxis« (der Angemessenheit vielleicht vorzuziehen) für die Beschreibung solcher Phänomene, aber es wäre ein Fehler, die Pragmatik auf die Erforschung jener normalen Praxis oder Angemessenheit zu beschränken. Die Pragmatik sollte sich besonders genau mit solchen Mechanismen beschäftigen, in denen ein Sprecher mehr oder etwas ganz anderes meinen kann, als was er wirklich sagt, indem er die kommunikativen Konventionen phantasievoll ausschöpft. Wir müssen daraus schließen, daß der Vorschlag, die Pragmatik auf einem Begriff der Angemessenheit aufzubauen, trotz seiner anfänglichen Attraktion fallengelassen werden sollte: der Sprachgebrauch ist zu elastisch, als daß eine pragmatische Theorie auf ein solches Konzept gestützt werden könnte. Wenn man stattdessen akzeptiert, daß das Ziel einer pragmatischen Theorie darin besteht, die Bedeutung – im weiten Griceschen Sinn – einer Äußerung in einem spezifizierten Kontext vorauszusagen, dann ergibt sich keine dieser Schwierigkeiten.

Wer nach einer einfachen Definition der Pragmatik sucht, ist an dieser Stelle wahrscheinlich ermüdet. Eine Möglichkeit ist der Rückzug auf eine *ostensive* oder *extensionale* Definition; d. h. man gibt einfach eine Liste der Phänomene, die durch eine pragmatische Theorie erklärt werden sollen (vgl. Stalnaker, 1972). Sie könnte wie folgt aussehen:

- (15) Die Pragmatik studiert (zumindest teilweise) die Deixis, Implikatur, Präsupposition, Sprechakte und Aspekte der Diskursstruktur.

Diese Liste gäbe gewiß einige zentrale Themen der Pragmatik ganz vernünftig an, aber die Definition wird jenen schwerlich helfen, denen diese Themen noch nicht bekannt sind, und sie hat andere, ernstere Schwächen. Denn wie alle extensionalen Definitionen gibt sie keine Kriterien für den Einschluß oder Ausschluß weiterer Phänomene, auf die wir aufmerksam werden könnten; bestenfalls kann man sagen, es

sei nur der auf der intuitiven ›Familienähnlichkeit‹ basierende Konsens der Linguisten, der die pragmatische Behandlung eines neuen Themas garantiere. Sicher muß aber eine solche intuitive Ähnlichkeit auf einigen zugrundeliegenden impliziten gemeinsamen Themen basieren – unsere Schwierigkeit ist bloß, daß wir, wenn wir diese zu formulieren suchen, auf die verschiedenen in unseren früheren Definitionsversuchen erfahrenen Probleme stoßen.

Hier könnten wir einen Schritt zurücktreten und eine konzeptuelle Klärung von anderer Seite her versuchen. Katz & Fodor (1963) versuchten, das Gebiet der Semantik mittels einer Grenzziehung zu limitieren: die ›obere Grenze‹ der Semantik werde durch die Grenzen der Syntax und der Phonologie gebildet, die ›untere Grenze‹ durch eine Theorie der Pragmatik, die als Theorie kontextueller Disambiguierung verstanden wird. Mit der gleichen Strategie könnten wir sagen, die obere Grenze der Pragmatik sei durch die Grenzen der Semantik gegeben, die untere Grenze durch die Soziolinguistik (und vielleicht auch die Psycholinguistik). Indirekt haben wir diese Denkweise in unserer Betrachtung des Vorschlages, Pragmatik sei ›Bedeutung minus Semantik‹, ausprobiert, und der Gedanke, daß eine Unterscheidung von der Soziolinguistik nötig ist, war teilweise Grund für die Unzufriedenheit mit einigen obigen Definitionen. Die Schwierigkeiten, eine klare Trennungslinie zwischen Semantik und Pragmatik zu ziehen, haben wir schon gesehen; wenn wir von den übergreifenden Kriterien der Konventionalität und Nicht-Aufhebbarkeit (vgl. wiederum Tafel 1.1) ausgehen, scheint die Einschränkung der Semantik auf den wahrheitsfunktionalen Inhalt die beste Strategie zu sein. In der Annahme, dies sei akzeptiert (viele Linguisten wären dagegen), können wir uns nun der unteren Grenze zuwenden, der Grenze zwischen Pragmatik und Soziolinguistik. Diese ist noch problematischer. Nehmen wir zwei paradigmatische Typen soziolinguistischer Erscheinungen, und fragen wir uns, wo sie in bezug auf zwei unserer Definitionen der Pragmatik, die restriktivste und die weiteste, einzuordnen sind. Betrachten wir **Höflichkeitsformen** und hier als einfaches Beispiel das Anredepronomen Singular Höflichkeitsform in europäischen Sprachen (in Anlehnung an das *vous* gegenüber *tu* im Französischen nennen wir sie V-Pronomen gegenüber T-Pronomen). Es gibt eine Reihe soziolinguistischer Untersuchungen über solche Höflichkeitsformen und ihren Gebrauch (z. B. Brown & Gilman, 1960; Lambert & Tucker, 1976). Wenn wir den Standpunkt einnehmen, die Pragmatik beschäftige sich nur mit den grammatisch enkodierten Aspekten des Kontextes (vgl. Definition (8) oben), dann können wir vielleicht eine klare Arbeitsteilung zwischen pragmatischen und soziolinguistischen Erklärungen der Höflichkeitsformen vorschlagen; d. h., die Pragmatik würde sich mit der *Bedeutung*

der Höflichkeitsformen befassen (z. B. mit der Spezifizierung, daß V enkodiert, daß der Adressat sozial entfernt oder höhergestellt ist), während sich die Soziolinguistik mit den detaillierten Rezepten für den *Gebrauch* solcher Einheiten befaßt (z. B. mit der Spezifizierung, in einem Segment der Sprachgemeinschaft werde V für Tanten, Onkel, Lehrer, usw. gebraucht, oder was immer die lokalen Fakten sind). Solche Studien wären exklusiv, aber komplementär. Sehen wir nun aber, was geschieht, wenn wir die Pragmatik als die Erforschung dessen auffassen, was der Kontext zum Sprachverständnis beisteuert: nehmen wir an, eine Tante spricht ihren Neffen gewöhnlich mit T an, wechselt aber bei einer Gelegenheit auf V, dann muß eine pragmatische Theorie, um die intendierte ironische oder wütende Bedeutung vorauszusagen, das detaillierte Rezept gebrauchsfertig bereit haben, das uns sagt, daß V nicht der normale Gebrauch ist und deshalb nicht wörtlich genommen werden darf. So fällt die klare Arbeitsteilung in diesem weiteren Bereich für die Pragmatik dahin – pragmatische Erklärungen des Sprachverstehens müssen zumindest Zugang zu soziolinguistischer Information haben.

Nehmen wir eine andere paradigmatische Art soziolinguistischer Erscheinungen, nämlich die mit sozialen Dialekten verbundenen variablen phonologischen Realisierungen (vgl. z. B. Labov, 1972a), und fragen wir uns, wie unsere Definitionen der Pragmatik mit solchen Fakten umgehen. Unter dem restriktivsten Gesichtspunkt, daß sich die Pragmatik mit sprachlich enkodierten Aspekten des Kontextes befaßt, würde es scheinen, daß solche Tatsachen außerhalb des Bereichs der Pragmatik liegen. Ein solcher Ausschluß würde auf dem eingeschränkten Sinn von *enkodieren* basieren, der unter anderem verlangt, daß die betreffenden Bedeutungen (a) intentional übertragen (und wir können nun sagen, gemeint-*nn* sind) und (b) konventionell mit den relevanten sprachlichen Formen verbunden sind. Denn wie wir bemerkten, ist die Assoziation von bestimmten (durch Proportionen phonologischer Variablen realisierten) Akzenten mit bestimmten sozialen oder geographischen Gemeinschaften gewöhnlich nicht Teil einer intentionalen Mitteilung (Labov (1972a) argumentiert, daß solche Variablen nur sehr teilweise unter bewußter Kontrolle stehen); auch sind derartige soziale Bedeutungen nicht so sehr durch arbiträre synchronische Konvention als vielmehr durch reguläre historische und gesellschaftliche Prozesse mit sprachlichen Formen assoziiert. Nehmen wir jedoch die weitere Fassung der Pragmatik, vertreten durch die Definition, die den Kontext auf das Sprachverstehen bezieht, mag es sehr wohl Fälle geben, wo soziolinguistische Variablen für das Sprachverstehen relevant sind. Gumperz (1977) hat z. B. argumentiert, daß solche Variablen gebraucht werden können, um Interpretationsdomänen zu begründen, um z. B.

Übergänge von Plauderei zu Geschäft zu markieren. Oder nehmen wir den Fall eines Komikers, der einen Witz über einen Deutschen, einen Österreicher und einen Schweizer erzählt - er kann sich sehr gut auf die nachgeächften Eigenschaften des Akzents verlassen, damit man nachvollziehen kann, wer spricht. Kurz: eine Grenze zwischen soziolinguistischen und pragmatischen Phänomenen zu ziehen, ist wahrscheinlich ein äußerst schwieriges Unterfangen. Teilweise kann dies den divergierenden Forschungsgebieten, die für die Soziolinguistik postuliert worden sind, zugeschrieben werden (vgl. Trudgill, 1978: Einleitung), aber zum Teil entsteht es auch dadurch, daß sich die Soziolinguisten für Wechselbeziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft interessieren, wie auch immer diese sich in grammatischen Systemen manifestieren: die Soziolinguistik ist keine Komponente oder Ebene einer Grammatik, wie Syntax, Semantik, Phonologie und - ganz plausibel - die Pragmatik es sind.

Eine andere Seite, von der aus wir eine konzeptuelle Klärung der Probleme angehen könnten, wäre die Frage: was sind die Ziele einer pragmatischen Theorie? Der Terminus *Ziel* wird hier in dem speziellen, in der linguistischen Theorie gängigen Sinne gebraucht und muß unterschieden werden von den grundlegenden Zielen oder Motivationen, die das Interesse an einer Theorie wecken könnten. Diese grundlegenden Motivationen werden das Thema des nächsten Abschnittes bilden; hier aber interessieren wir uns dafür, was genau eine pragmatische Theorie unseren Erwartungen gemäß leisten soll. Man könnte sich die pragmatische Theorie abstrakt als eine ›black box‹ (einen bisher unerklärten Mechanismus) vorstellen und fragen: Was müßte man in eine solche Theorie eingeben (Input) und was sollte herauskommen (Output) (oder: was soll die Theorie voraussagen können, wenn ihr welche bestimmte Information gegeben wird)? Wir können uns eine Theorie als eine *Funktion* im mathematischen Sinne denken, die eine Menge von Entitäten (den *Vorbereich*) einer anderen Menge von Entitäten (dem *Nachbereich*) zuordnet, und die Frage ist, was diese Mengen von Entitäten sind. Wenn wir die Syntax auf gleiche Weise verstehen, können wir sagen, eine gegebene Menge von Regeln (eine syntaktische Analyse) ist eine Funktion, deren Vorbereich die Menge der möglichen Morphemkombinationen in der Sprache L ist, und deren Nachbereich nur zwei Elemente hat, die das Grammatische und das Ungrammatische in L bezeichnen;¹⁸ oder wenn wir an die Semantik

¹⁸ Oder anders formuliert, eine Funktion von der Menge der Morphemkombinationen zu den wohl- oder nicht-wohlgeformten Sätzen, oder eine Funktion, die die Menge der Morphemkombinationen auf die wohl- oder nicht-wohlgeformten Sätze abbildet. S. die elementare Erklärung in Allwood, Andersson & Dahl (1977/d1973: 8ff).

denken, könnte man sagen, eine semantische Analyse von L hat als ihren Vorbereich die Menge von wohlgeformten Sätzen von L und als Nachbereich die Menge von semantischen Repräsentationen oder Propositionen, die die Bedeutung jedes dieser Sätze darstellt. Was Input und Output einer pragmatischen Theorie sein sollten, ist keinesfalls so offensichtlich.

Zwei Autoren zumindest haben dieses Thema besprochen. Katz (1977: 19) schlägt vor, daß der Input die volle grammatische (inkl. semantische) Beschreibung eines Satzes mit der Information über den Kontext, in dem er ausgesprochen wurde, darstellen sollte, während der Output eine Menge von Repräsentationen (oder Propositionen) sein sollte, die die volle Bedeutung im spezifizierten Kontext der Äußerung erfassen würden. Da ein Satz samt Anwendungskontext eine Äußerung genannt werden kann, läuft Katz' Vorschlag darauf hinaus, eine pragmatische Theorie sei eine Funktion, deren Vorbereich die Menge von Äußerungen und deren Nachbereich eine Menge von Propositionen sei. Symbolisch: wenn wir die Menge von Sätzen in der Sprache L als *S* bezeichnen, die Menge von möglichen Kontexten *C*, die Menge von Propositionen *P*, und wenn wir *U* für das kartesische Produkt von $S \times C$ verwenden - d. h. die Menge möglicher Kombinationen von Elementen von *S* mit Elementen von *C*, und angenommen, die entsprechenden Kleinbuchstaben stehen für Elemente jeder dieser Mengen (d. h. $s \in S, c \in C, p \in P, u \in U$, dann sei:

$$(16) f(u) = p \text{ (oder: } f(s, c) = p)$$

d. h. *f* ist eine Funktion, die den Äußerungen die Propositionen zuordnet, die deren volle Bedeutung im Kontext ausdrücken

Gazdar (1979a: 4-5) hingegen möchte erfassen, wie Äußerungen den Kontext *verändern*, in dem sie vorkommen; er zeigt, daß die Formulierung von Katz mit diesem Ziel unvereinbar ist, und schlägt deshalb stattdessen vor:

$$(17) f(u) = c \text{ (oder: } f(s, c) = c)$$

d. h. *f* ist eine Funktion von Äußerungen zu Kontexten, nämlich zu den durch jede Äußerung verursachten Kontexten (oder: *f* ordnet jedem Satz und seinem der Äußerung vorangehenden Kontext einen zweiten Kontext zu, der durch seine Äußerung zustandekam)

Die Idee hier ist, daß die Verschiebung vom Kontext vor einer Äußerung zum Kontext nach der Äußerung den Kommunikationsinhalt der Äußerung in sich selbst konstituiert. Er suggeriert, daß die Pragmatiktheorie als Ganzes auf dem Konzept der Kontextveränderung begründet werden sollte (vgl. einige Anwendungen in den Kapiteln 4 und 5).

Diese beiden Formulierungen sind konsistent mit den Definitionen der Pragmatik als ›Bedeutung minus Semantik‹ oder als Beitrag des

Kontextes zum Sprachverstehen. Unsere anderen Definitionen verlangen vermutlich leicht abweichende Formulierungen. Die Definition der Pragmatik als Erforschung der grammatikalisch enkodierten Aspekte des Kontextes würde man vielleicht so formulieren:

- (18) $f(s) = c$
 wobei C die Menge der Kontexte darstellt, die potentiell durch Elemente von S enkodiert werden
 d. h. f ist eine Theorie, die aus den Sätzen die von ihnen enkodierten Kontexte berechnet

Definiert man Pragmatik als Erforschung der Beschränkungen in den Angemessenheits-Bedingungen von Äußerungen, könnten wir sagen:

- (19) $f(u) = a$
 wobei A nur zwei Elemente hat, die *angemessene* gegenüber *unangemessenen* Äußerungen denotieren,
 d. h. f ist eine Theorie, die nur die geglückten oder angemessenen Verknüpfungen von Sätzen und Kontexten auswählt - also die Menge der angemessenen Äußerungen identifiziert

Dort, wo die Pragmatik ostensiv als eine Liste von Gegenständen definiert ist, könnten wir sagen:

- (20) $f(u) = b$
 wobei jedes Element von B eine Kombination von einem Sprechakt, einer Menge von Präsuppositionen, einer Menge von Konversationsimplikaturen, etc. darstellt,
 d. h. f ist eine Theorie, die jeder Äußerung den Sprechakt, den sie vollzieht, die Propositionen, die sie präsupponiert, die Propositionen, die sie konversationell impliziert, etc., zuordnet

Selbstverständlich gibt es auch andere Möglichkeiten, und es ist auf dieser Stufe der Theorieentwicklung überhaupt noch nicht offensichtlich, welche der vielen möglichen Formulierungen die beste ist. Aber in der weiteren Entwicklung des Themas können wir von Forschern erwarten, daß sie expliziter angeben, wie genau eine pragmatische Theorie nach ihren Erwartungen formuliert werden sollte.

Fassen wir die bisherige Diskussion zusammen. Wir haben eine Anzahl ziemlich unterschiedlicher Abgrenzungen des Gebietes betrachtet. Einige scheinen unzureichend, z. B. die Beschränkung der Pragmatik auf grammatikalisch enkodierte Aspekte des Kontextes oder die Auffassung, die Pragmatik sollte auf dem Konzept der Angemessenheit aufgebaut werden. Am vielversprechendsten sind die Definitionen, die die Pragmatik mit ›Bedeutung minus Semantik‹ gleichsetzen oder mit einer Theorie des Sprachverstehens, die den Kontext einbezieht, um den Beitrag der Semantik zur Klärung der Bedeutung zu ergänzen. Sie sind jedoch, wie wir bemerkt haben, nicht problemlos. Bis zu einem gewissen Grad mögen andere Konzeptionen der Pragmatik mit den

genannten letztlich konsistent sein. So ist vielleicht, wie wir bemerkt haben, z. B. die Definition der Pragmatik als Beschäftigung mit enkodierten Aspekten des Kontexts weniger restriktiv als es zuerst den Anschein macht, denn wenn im allgemeinen (a) Prinzipien des Sprachgebrauchs Interpretationsprinzipien als Begleiterscheinungen haben und (b) Prinzipien des Sprachgebrauchs wahrscheinlich langfristig auf die Grammatik einwirken (und beide Vorschläge können durch empirische Befunde unterstützt werden), dann werden Theorien über pragmatische Bedeutungsaspekte mit Theorien über die Grammatikalisierung von Aspekten des Kontextes eng verwandt sein. So mag die Vielfalt alternativer Definitionen größer scheinen, als sie wirklich ist.

Jedenfalls begannen wir dieses Definitionsunterfangen mit der Warnung, daß befriedigende Definitionen akademischer Gebiete selten vorhanden sind, und die Absicht war, zunächst bloß zu zeigen, mit welchen Problemstellungen und Abgrenzungsfragen sich Pragmatiker implizit befassen. Wie anfangs vorgeschlagen, muß man, wenn man wirklich wissen will, womit sich ein bestimmtes Forschungsgebiet zu einer bestimmten Zeit befaßt, einfach beobachten, was die Praktiker tun. Der Rest dieses Buches ist hauptsächlich einem Überblick über einige der zentralen Aufgaben gewidmet, mit denen Pragmatiker ringen.

Bevor wir uns mit den Interessen auseinandersetzen, die hinter dem Anwachsen des Gebietes in den letzten Jahren stehen, sollten wir noch klären, welche Rolle der Pragmatik nach verschiedenen Ansichten innerhalb der linguistischen Theorie zukommen könnte. Zweifellos betrachten manche Forscher die Pragmatik als ständige Auseinandersetzung mit aktuellen linguistischen Methoden und Fragestellungen, und die Pragmatik hätte dann die Aufgabe, den wirklichen Sprachgebrauch den hochidealisierten Daten, auf denen ein Großteil der gegenwärtigen theoretischen Diskussion basiert, gegenüberzustellen. So gesehen wären Abgrenzungsversuche der Pragmatik wie die obigen wenig sinnvoll; die Pragmatik wäre keine Komponente oder Ebene der linguistischen Theorie, sondern eine Möglichkeit, die Daten und Methoden der Linguistik auf neue Art zu betrachten. In dem Fall stünde die Pragmatik als Gebiet der Soziolinguistik näher als der Semantik. Es ist deshalb wichtig zu sehen, daß trotz eventueller Verdienste dieser Sehweise ein Bedürfnis für eine Art pragmatischer Theorie besteht, die ihren Platz neben der Syntax, Semantik und Phonologie innerhalb einer allgemeinen Theorie der Grammatik einnehmen kann.

Das Bedürfnis nach einer pragmatischen Komponente in einer integrierten Theorie der Sprachkompetenz kann man verschieden begründen. Da wird einmal die Beziehung zwischen der Pragmatik-Semantik-Syntax-Trichotomie und der von Chomsky vertretenen Kom-

petenz-Performanz-Dichotomie (vgl. Kempson, 1975: Kap. 9) betrachtet. Nach Chomsky sind Grammatiken Kompetenzmodelle, wobei Kompetenz die Kenntnis einer Sprache ist, die (vor allem) von Unregelmäßigkeiten oder Fehlern und Variationen wegidealisiert; Katz hat mit großem Einfluß die Idealisierung vom Kontext weg hinzugefügt (Lyons 1977a/d1983: 201–207 diskutiert die Idealisierungsarten). Von diesem Standpunkt aus kann man behaupten, die Pragmatik sei insofern, als sie sich mit dem Kontext befaßt, *per definitionem* nicht Teil der Kompetenz und gehöre folglich nicht in den Bereich grammatischer Beschreibungen. Aber angenommen, wir verlangen, daß adäquate grammatische Beschreibungen Bedeutungsspezifikationen für jedes Wort in einer Sprache enthalten sollen – und eine solche Forderung wurde normalerweise unterstellt –, dann finden wir Wörter, deren Bedeutungsspezifikationen nur mittels Referenz auf den Sprachgebrauch gegeben werden können. Die Bedeutung deutscher Wörter wie *also*, *so* und *jedenfalls* kann nicht einfach durch Aussagen über kontextunabhängigen Inhalt expliziert werden: viel eher muß man sich auf pragmatische Konzepte wie Relevanz, Implikatur oder Diskursstruktur beziehen (diese Behauptung wird in den folgenden Kapiteln untermauert). Also müssen Grammatiken (Kompetenzmodelle) entweder auf pragmatische Informationen referieren, oder sie können keine vollständigen lexikalischen Beschreibungen einer Sprache geben. Wenn aber das Lexikon nicht vollständig ist, sind es wahrscheinlich Syntax, Semantik oder Phonologie ebensowenig. Andere Argumente laufen im großen ganzen in dieselbe Richtung; sie laufen darauf hinaus, daß man sich, um regelmäßige Prozesse (z. B. syntaktische Regularitäten) erfassen zu können, auf pragmatische Konzepte beziehen muß (vgl. z. B. Ross, 1975); solche Argumente werden in den folgenden Kapiteln gelegentlich auftauchen.

Eine wirksamere Argumentation ist folgende. Für die Entwicklung einer integrierten linguistischen Kompetenztheorie ist die Entdeckung der logischen Anordnung von Komponenten oder Ebenen zentral. Chomsky z. B. hat elegant argumentiert, daß die Syntax der Phonologie insofern logisch vorausgeht, als die phonologische Beschreibung den Bezug auf syntaktische Kategorien verlangt, aber nicht umgekehrt; die Syntax ist demnach in bezug auf die Phonologie *autonom*, und die Phonologie (nicht-autonom in bezug auf die Syntax) kann so gesehen werden, daß sie einen syntaktischen Input verlangt, auf dessen Basis phonologische Repräsentationen aufgebaut werden können. Wenn wir für einen Moment ein derartiges Argument akzeptieren, stellt sich die Frage: Kann man argumentieren, daß es eine akzeptierte Komponente der Grammatik gibt, die in bezug auf die Pragmatik nicht-autonom ist (d. h. eine Komponente, die einen pragmatischen Input verlangt)?

Wenn dem so ist, muß die Pragmatik vor dieser Komponente liegen und demnach in einer Gesamtheorie der linguistischen Kompetenz enthalten sein.

Es scheint ziemlich klar, daß man dieses Argument überzeugend gestalten kann. Wir sind z. B. schon dem Argument begegnet (und vgl. Kap. 2), daß unter Annahme einer wahrheitsfunktionalen Semantik die Wahrheitsbedingungen nur Äußerungen, nicht Sätzen zugeordnet werden können – m. a. W. sind kontextuelle Spezifikationen ein notwendiger Input für eine semantische Komponente, und demnach ist die Pragmatik (zumindest in dieser Hinsicht)¹⁹ der Semantik vorgeordnet. Gazdar (1979a: 164–8) stellt eine Anzahl detaillierter Argumente mit dieser Schlußfolgerung zusammen (Philosophen haben seit langem weitere solche Argumente vorgebracht – vgl. z. B. Donnellan, 1966; Stalnaker, 1972; Kaplan, 1978; etc.). Eines davon, es stammt von Wilson (1975: 151), muß hier genügen; es gilt nicht nur für die wahrheitsfunktionale Semantik, sondern für praktisch jede von der Pragmatik unabhängige Semantiktheorie. Betrachten wir den folgenden Satz:

- (21) Zu heiraten und ein Kind zu haben ist besser, als ein Kind zu haben und zu heiraten

In Kapitel 3 werden wir gute Argumente dafür bringen, daß das Wort *und* allein nicht ›und dann‹ bedeutet (den semantischen Inhalt hat), sondern in bezug auf die zeitliche Dimension neutral ist. Folglich besteht im *semantischen* Inhalt zwischen *p und q* und *q und p*, oder zwischen ›heiraten und ein Kind haben‹ und ›ein Kind haben und heiraten‹ kein Unterschied. Wie sollen wir dann erklären, daß (22) nicht dasselbe bedeutet wie (21)?

- (22) Ein Kind zu haben und zu heiraten ist besser, als zu heiraten und ein Kind zu haben

Pragmatisch müßte man das ungefähr wie folgt erklären: Man kann zeigen, daß die ›und dann‹-Interpretation beider *und* im ersten Satz ›hineininterpretiert‹ werden kann, und zwar in verbundenen Ereignisberichten systematisch kraft eines pragmatischen Prinzips, das den Bericht von Ereignissen regelt: erzähle sie in der Ordnung, in der sie geschehen oder geschehen sind. Wenn man das akzeptiert, ließe der

¹⁹ Es gibt auch einfache Argumente dafür, daß die Pragmatik semantischen Input verlangt: z. B. kann eine ironische Interpretation einer Äußerung nur kalkuliert werden, wenn die semantische (oder ›wörtliche‹) Interpretation schon da ist. Demnach zeigen offenbar die zwei Typen von Argumenten zusammen, daß weder die Semantik noch die Pragmatik in bezug aufeinander autonom sind – die von der einen Komponente eingebrachte Information muß der anderen verfügbar sein.

semantische Inhalt von (21) (und gleichermaßen von (22)) nur die Interpretation zu, A sei besser als A (wobei A aus *p und q* oder *q und p* in bezug auf Anordnung neutral zusammengesetzt wäre). Eine solche Interpretation ist aber entweder notwendig falsch oder bedeutungslos und auf jeden Fall semantisch anomal. Dem Satz kann man nur die richtigen Wahrheitsbedingungen zuordnen oder die korrekte semantische Repräsentation geben, wenn man die pragmatische Bedeutung von *und* in diesem Satzkontext (nämlich die ›und dann‹-Interpretation) berücksichtigt, bevor man die Semantik angeht. Dies läuft auf das prägnante Argument hinaus, daß die Semantik in bezug auf die Pragmatik nicht autonom ist und daß die Pragmatik einen Teil des notwendigen Input für eine semantische Theorie liefert. Wenn aber die Pragmatik gelegentlich der Semantik logisch vorgeordnet ist, muß eine allgemeine linguistische Theorie die Pragmatik schlicht als Komponente oder Ebene in die Gesamtheorie integrieren.

1.3 Das gegenwärtige Interesse an der Pragmatik

Für das Interesse an der Pragmatik in den letzten Jahren sind mehrere Gründe zusammengelassen. Einige sind im wesentlichen historisch: Das Interesse entwickelte sich teilweise als Reaktion oder gegen Chomskys Behandlung der Sprache als abstrakten Mechanismus oder geistige Fähigkeit, die von Sprachgebrauch, Sprachbenutzern, und Sprachfunktionen abgelöst werden kann (eine Abstraktion, die Chomsky teilweise aus dem Bloomfieldschen Strukturalismus übernahm, der unmittelbar vor der generativen Transformationsgrammatik vorherrschte). Auf der Suche nach Mitteln, Chomskys Position zu unterminieren, kam den generativen Semantikern eine beträchtliche philosophische Literatur zustatten (v. a. von Austin, Strawson, Grice und Searle) die dem Nachweis gewidmet war, wie wichtig der Sprachgebrauch für das Verständnis des Wesens der Sprache ist. **Bis heute sind die meisten wichtigen Konzepte der Pragmatik direkt von der Sprachphilosophie übernommen.** Als sich schließlich diese Ausweitung des Bereichs in der Hauptrichtung der amerikanischen Linguistik durchgesetzt hatte,²⁰ wurde die Pragmatik bald zu einer selbständigen Disziplin, denn die aufgeworfenen Fragen sind an und für sich interessant und wichtig.

²⁰ Bemerkenswert ist, daß viele andere Schulen der Linguistik einen solchen weiteren Bereich immer als selbstverständlich angenommen hatten, z. B. die Prager Schule, die sogenannte Londoner Schule und sogar die Glossematiker. Vgl. die Darstellung der historischen Entwicklungen in Amerika in Newmeyer, 1980.

Es gab aber auch anderweitig starke Anreize. Erstens ist, seit wir mehr über die Syntax, Phonologie und Semantik verschiedener Sprachen wissen, klargeworden, daß sich gewisse spezifische Phänomene nur durch Rückgriff auf kontextuelle Konzepte natürlich beschreiben lassen. Einerseits kann man offenbar verschiedene syntaktische Regeln nur mittels Bezug auf pragmatische Bedingungen richtig beschränken, und ähnliches gilt für Dinge der Betonung und Intonation.²¹ Man mag zwar angesichts dieser augenscheinlich gegen eine kontextunabhängige Vorstellung der linguistischen Kompetenz sprechenden Beispiele einfach kapitulieren: man kann die Regeln unbeschränkt belassen, zulassen, daß sie unakzeptable Sätze generieren, und dann eine Performanztheorie der Pragmatik mit dem Herausfiltern der akzeptablen Sätze beauftragen. Dies wäre aber kaum befriedigend, da die Beziehung zwischen der Kompetenztheorie und den Daten, auf denen sie basiert (letztlich Intuitionen über die Akzeptabilität), derart abstrakt wird, daß man gegen die Theorie gerichtete Beispiele ad hoc wegerklären kann, *es sei denn*, eine systematische Pragmatik wäre zuvor entwickelt worden.

Im anderen Fall kann man die Pragmatik und andere linguistische Komponenten oder Ebenen interagieren lassen. Argumente zwischen diesen zwei Positionen sind nie ausformuliert worden, und weil sie stark theorieabhängig sind, werden wir sie in diesem Buch nur streifen. (Vgl. aber Gordon & Lakoff, 1975; Ross, 1975; Gazdar & Klein, 1977; Lightfoot, 1979: 43–4.)

Andererseits haben gleichgerichtete Entwicklungen in der Semantik widerspenstige Phänomene paralleler Art hervorgebracht: Präsupposition, Sprechakte und andere kontextabhängige Implikationen, sowie lästige Phänomene wie Höflichkeitsformen und Diskurspartikeln, die in den Arbeiten generativer Grammatiker lange Zeit stiefmütterliche Behandlung erfahren hatten. Zudem haben Gedanken darüber, wie das Lexikon beschaffen sei und wie ein prädiktives Konzept der ›möglichen lexikalischen Einheit‹ entwickelt werden könne, die Bedeutung pragmatischer Beschränkungen aufgezeigt (vgl. Horn, 1972; McCawley, 1978; Gazdar, 1979a: 68ff). Mit solchen Fragen, wie sie sich aus der Bedeutungsforschung ergeben, beschäftigt sich dieses Buch hauptsächlich.

Neben diesen speziellen Problemen, die offenbar pragmatische Lösungen verlangen, gibt es auch einige allgemeine Motive für die Bildung einer Pragmatiktheorie. Eines der wichtigsten ist die Möglichkeit, daß die Pragmatik die Semantik radikal vereinfachen könnte.²² Die

²¹ Eine nützliche allgemeine Liste pragmatischer Beschränkungen für sprachliche Formen findet sich in Gazdar, 1980a (vgl. auch Green, 1978a).

²² Daher der Terminus *radikale Pragmatik* z. B. im Titel von Cole, 1981, obwohl *radikale Semantik* vielleicht passender wäre.

Hoffnung beruht darauf, daß man zeigen kann, daß pragmatische Prinzipien des Sprachgebrauchs systematisch mehr in Äußerungen ›hineinlesen‹, als diese konventionell oder wörtlich bedeuten. Es kann dann recht schwierig werden, solche regelmäßig überlagernden Implikationen von der Satzbedeutung oder wörtlichen Bedeutung zu trennen; um dies zu entwirren, muß der Theoretiker Kontexte konstruieren oder beobachten, in denen die üblichen pragmatischen Implikationen nicht stimmen. Z. B. scheint die Behauptung völlig natürlich, daß der Quantor *manche* in (23) ›einige, aber nicht alle‹ bedeutet:

(23) Manche Markstücke spuckt dieser Automat wieder aus

und das wäre die Basis der natürlichen Interpretation einer an der Maschine befestigten Notiz mit diesem Wortlaut. Angenommen aber, ich versuche, die Maschine zu benützen, und ich versuche erfolglos Münze auf Münze, und ich äußere (23), dann könnte ich damit sehr wohl (24) kommunizieren:

(24) Manche – und vielleicht alle – Markstücke spuckt dieser Automat wieder aus

und in der Tat könnte ich dies ohne Widerspruch sagen. Mit diesen Tatsachen konfrontiert, muß der Semantiker entweder behaupten, *manche* sei ambig zwischen den Interpretationen ›einige und nicht alle‹ und ›einige und vielleicht alle‹, oder er muß eine pragmatische Erläuterung der verschiedenen Interpretationen zulassen. (Für das Wort *alle* und die meisten lexikalischen Einheiten in Sprachen kann man parallele Argumente finden.) Diese pragmatische Darstellung würde erklären, wie Prinzipien des Sprachgebrauchs zulassen, daß die Adressaten die Implikation ›nicht alle‹ ›hineinlesen‹. Da, wie wir in Kapitel 3 sehen werden, eine solche pragmatische Darstellung schon existiert, müssen wir uns von der Semantik nur eine Interpretation liefern lassen, die mit ›manche und vielleicht alle‹ vereinbar ist. Eine solche Arbeitsteilung wird nicht nur den Umfang des Lexikons ungefähr halbieren (indem verschiedene Interpretationen von Wörtern durch ein äußeres allgemeines Prinzip erklärt werden), sie wird auch die logische Basis der Semantik unermesslich vereinfachen – das Wort *manche* kann direkt mit dem Existenzquantor in der Prädikatenlogik gleichgesetzt werden (während die Interpretation ›einige und nicht alle‹ zu ernsthaften inneren Widersprüchen führt, wenn sie als grundlegend angenommen wird: vgl. Horn, 1973 und Kapitel 3 unten). Wenn man die Semantik von Phänomenen befreit, die sich der semantischen Behandlung widersetzen, der pragmatischen Erklärung aber zugänglich sind, kann man also sehr wohl hoffen, daß die Pragmatik semantische Theorien vereinfachen kann.

Als weiteres starkes und generelles Motiv für das Interesse an der Pragmatik wirkt die wachsende Erkenntnis, daß zwischen den gegenwärtigen linguistischen Sprachtheorien und den Darstellungen linguistischer Kommunikation eine wesentliche Lücke klafft. Wenn die Linguisten sagen, es sei das Ziel der Linguistik, die Korrespondenz zwischen Laut und Bedeutung für die unendliche Menge von Sätzen jeder Sprache zu erklären, sind wir vielleicht versucht, daraus zu schließen, eine so großartige Theorie müsse *eo ipso* zumindest in den wichtigsten Grundlagen erklären, was geschieht, wenn wir mittels Sprache kommunizieren. Wenn aber der Terminus *Bedeutung* in dieser Entsprechung auf den Output einer semantischen Komponente begrenzt ist, wären wohl die an einer sprachlichen Kommunikationstheorie Interessierten sehr enttäuscht. Denn es wird immer klarer, daß eine Semantiktheorie allein nur einen Teil, einen kleinen, wenn auch vielleicht wichtigen Teil des Sprachverstehens allgemein darstellen kann. Die breite Lücke, die zwischen einer Theorie der Semantik (in Verbindung mit einer Theorie der Syntax und der Phonologie) und einer vollständigen Theorie der sprachlichen Kommunikation noch Überbrückung verlangt, werden wir durch das ganze Buch hindurch immer wieder aufzeigen. Wo sollen wir die Anspielungen, impliziten Absichten, Annahmen, gesellschaftlichen Haltungen usw. erklären, die Sprachbenutzer erfolgreich übermitteln, ganz zu schweigen von Stilfiguren (z. B. Metapher, Ironie, rhetorischen Fragen, Untertreibungen), die die Literaturtheoretiker und Rhetoriker immer wieder beschäftigt haben? Diese kommunizierten Inferenzen können ganz verschiedenartig sein. Betrachten wir zum Beispiel die folgenden Auszüge aus aufgezeichneten Gesprächen,²³ wo die Reaktionen auf die Äußerung anzeigen, daß die Äußerung für die Teilnehmer die in Klammern angegebenen (oder ähnliche) Implikationen hatte:

(25) A: Ich könnte den ganzen Kuchen aufessen [Implikation: ›Kompliment für Ihren Kuchen‹]

B: O, danke

(26) A: Haben Sie Kaffee zum mitnehmen?²⁴ [Implikation: ›Verkaufen Sie mir Kaffee zum Mitnehmen, wenn Sie können‹]

B: Milch und Zucker? ((beginnt einzuschenken))

(27) B: Tag Hans

A: Wie geht's?

²³ Orthographisch vereinfacht aus den folgenden Quellen übernommen: (25), Transkript des Autors; (26) aus Merritt, 1976; (27) aus Atkinson & Drew, 1979; (28) aus Gumperz & Herasimchuk, 1975: 109ff; (29) aus Schegloff, 1979a. Doppelte Klammern umschließen Beschreibungen, die nicht Teil der verbalen Aufzeichnung sind; weitere Konventionen in Kap. 6.

²⁴ Amerikanische Redewendung für 'Kaffee zum Mitnehmen, nicht am Ort trinken': *coffee to go* (Anm. d. Übers.).

B: Sag, was macht Ihr? [Implikation: ›Ich habe einen Vorschlag, was wir zusammen tun könnten‹]

A: Wir wollen ausgehen, warum?

B: O, ich wollte gerade sagen, gehen wir aus . . .

In einigen Fällen ruft die Position eines verbalen Wechsels innerhalb einer bestimmten Aktivität offenbar spezifische Inferenzen hervor:

(28) (in einem Schulzimmer)

Lehrer: Rudi, wie buchstabierst du *Anna*?

Rudi: A, N, N, A
((Zwischenrede))

Lehrer: Gut, Isi, siehst du einen Namen auf dieser Seite, den du kennst?

Isi: Anna

Lehrer: Das ist der, den Rudi eben genannt hat [Implikation: ›Der zählt nicht‹]

(29) (Beginn eines Telefongesprächs)

Anrufer: ((klingelt))

Empfänger: Hallo

Anrufer: Hallo [Implikation: ›Ich weiß, wer du bist, und du hörst am Klang meiner Stimme; wer ich bin‹]

Empfänger: O, hallo [Implikation: ›Ja, ich weiß, wer du bist‹]

Diese und ähnliche sowie bekanntere Beispiele pragmatischer Implikation behandeln wir auf den folgenden Seiten. Wichtig hier ist jedoch, daß viele solche Implikationen existieren, wovon einige nur die entfernteste Beziehung zum semantischen Gehalt des Gesagten haben. Dies zeigt nachdrücklich, wie nötig eine oder mehrere Theorien zur Ergänzung der Semantik sind, damit relativ vollständig dargestellt werden kann, wie wir die Sprache zur Kommunikation benutzen.

Schließlich gibt es noch ein weiteres sehr wichtiges allgemeines Motiv für das aktuelle Interesse an der Pragmatik: sie ermöglicht signifikante funktionale Erklärungen sprachlicher Fakten. Die meisten linguistischen Erklärungen der letzten Zeit sind tendenziell innerhalb der Linguistik angesiedelt; d. h. ein sprachliches Merkmal wird durch Referenz auf andere sprachliche Merkmale oder auf Aspekte der Theorie selbst erklärt. Eine andere Erklärungsmöglichkeit ist aber oft ergiebiger, daß nämlich ein sprachliches Merkmal durch Prinzipien außerhalb des Gebiets der Linguistik begründet wird: möglicherweise können z. B. die als *Island Constraints* (Ross, 1967) bekannten syntaktischen Vorgänge aufgrund allgemeiner psychologischer Prinzipien (vgl. z. B. Grosu, 1972) erklärt werden. Diesen Erklärungsmodus, der auf externe Faktoren (v. a. Ursachen und Funktionen) verweist, nennt man oft **Funktionalismus** (vgl. z. B. Grossman, San & Vance, 1975). Möglicherweise ist die Struktur der Sprache (im Gegensatz zu Chomskys bekannten Ansichten) nicht unabhängig von ihren Anwendungen. Das bedeutet, daß man linguistische Erscheinungen möglicherweise

wirksam funktional erklären kann, indem man auf pragmatische Prinzipien referiert. In der Tat scheinen solche Erklärungen vielen Denkern in die richtige Richtung zu gehen (vgl. Searle, 1974; Givon, 1979a, 1979b). Z. B. könnte jemand beobachten, daß fast alle Sprachen der Welt drei grundlegende Satztypen haben: Imperativ, Interrogativ und Deklarativ (Sadock & Zwicky, 1984). Auf der Basis, daß diese paradigmatisch jeweils für Befehle, Fragen und Behauptungen gebraucht werden, könnte man argumentieren, es sei sinnlos, nach innersprachlichen Begründungen für diese drei Satztypen zu suchen: sie tauchen in allen Sprachen auf, weil sich die Menschen vielleicht mit drei bestimmten Funktionen der Sprache ganz besonders befassen - Handlungen anderer Personen zu organisieren, Informationen zu erfragen und Informationen zu übermitteln. (Eine solche Erklärung ist natürlich *post hoc* verdächtig: wir müßten unabhängige Indizien dafür finden, daß diese drei Aktivitäten im gesellschaftlichen Leben wirklich vorherrschen.) Oder man fände heraus, daß die meisten Sprachen irgendwelche, manche sogar ausgeklügelte Arten haben, den relativen Sozialstatus zwischen Teilnehmern zu formulieren: wiederum drängt sich eine funktionale Erklärung aufgrund universaler (oder fast universaler) Prinzipien der Gesellschaftsstrukturierung auf (vgl. z. B. Brown & Levinson, 1978). In der Tat möchte man sich von dieser Richtung der funktionalen Erklärung noch mehr erhoffen: ein Großteil der syntaktischen Maschinerie einer Sprache scheint sich mit der linearen Reorganisation des Materials von Sätzen (wie in Passiv- oder topikalisierten Konstruktionen) zu befassen, einer Neustrukturierung, die den (wahrheitsfunktionalen) semantischen Gehalt anscheinend nicht wesentlich beeinträchtigt. Welches ist dann aber der Zweck einer solch ausgeklügelten Ableitungsmaschinerie? Es kann sein, daß sie im Grunde dazu dient, die Satzkonstruktion mit pragmatischen Prinzipien zu vernetzen, um z. B. einen semantischen Gehalt in den Vordergrund oder Hintergrund zu rücken (vgl. Givon, 1979a; Foley & Van Valin, 1985) (oder, in der in diesem Buch bevorzugten Terminologie, um gewisse pragmatische Implikationen hervorzurufen).

Es könnte dann eines der Motive für die Pragmatikforschung sein, die Auswirkungen des Sprachgebrauchs auf die Sprachstruktur festzustellen. Derartige Forschung verlangt aber eine grundlegende Klärung des *explicans*, d. h. der funktionalen Matrix, die Erklärungen über die Sprachstruktur abgeben soll. Unglücklicherweise haben viele neuere Arbeiten dieser Art Erklärungsprinzipien verwendet, die recht unscharf blieben (vgl. M. Atkinson, 1982). Es ist deshalb wichtig, pragmatische Prinzipien und Strukturen so genau zu definieren, daß solch funktionale Erklärungen präzise und nachprüfbar werden.

In welcher Richtung sollten sich denn aber unsere Vorstellungen von den Arten des Sprachgebrauchs bewegen, damit funktionale Erklärungen der Sprachstruktur zustandekommen? Wir könnten uns traditionellen Ansätzen zu ›Funktionen des Sprechens‹ zuwenden (vgl. die Zusammenfassung in Lyons, 1977a/d1980: 64–70). Die vielleicht am besten durchdachte ist Jakobsons (1960) Modifizierung früherer Modelle (vgl. v. a. Bühler, 1934). Er schlägt vor, die Sprachfunktionen können darin bestehen, daß jeweils eine der sechs grundlegenden Komponenten des kommunikativen Ereignisses im Mittelpunkt steht: so ist die **referentielle** Funktion auf den sachbezüglichen Inhalt der Botschaft ausgerichtet, die **emotive** Funktion auf die Einstellung des Sprechers zum Gesprochenen, die **konative** Funktion auf die Wünsche des Sprechers, daß der Adressat das und das tue oder denke, die **metasprachliche** Funktion auf den benutzten Kode, die **phatische** Funktion auf den Kanal (Herstellen und Aufrechterhalten des Kontakts) und die **poetische** Funktion auf die Art, wie die Botschaft enkodiert ist. Derartige Schemata sind jedoch für den Pragmatiker auf der Suche nach funktionalen Prinzipien kaum nützlich: die Kategorien werden unscharf angewandt, sind nicht direkt empirisch begründet, und es gibt viele andere rivalisierende Schemata, die sich im Grunde nur wenig unterscheiden. Ihr einziger klarer Nutzen ist vielleicht, uns daran zu erinnern, daß die Sprache entgegen den Vorurteilen mancher Philosophen und sehr vieler Semantiker nicht nur gebraucht wird, um den propositionalen Gehalt des Gesagten zu übermitteln. Gewiß haben sehr wenige Linguisten sprachliche Fakten anhand solch grober funktionaler Kategorien analysiert (vgl. aber Halliday, 1973). Auf ein sehr ähnliches Unternehmen haben sich die Philosophen eingelassen, die sich für das Konzept des **Sprechaktes** (vgl. Kapitel 5) interessieren: Durch Untersuchung einer besonderen Gruppe von Verben, **performative Verben** genannt, oder durch abstraktere konzeptuelle Analysen sind sie zu Klassifikationen der grundlegenden Verwendungszwecke gelangt, zu denen die Sprache gebraucht werden kann (vgl. z. B. Searle, 1976). Wiederum scheinen jedoch solche Schemata viel zu weit, um zu detaillierten Aspekten der Sprachstruktur einen Bezug zu haben.

Wie könnten wir aber anders vorgehen? Eine noch kaum erforschte Möglichkeit wäre, irgendeine große Stichprobe der Sprachen der Welt zu nehmen und zu fragen, welche grundlegenden pragmatischen Unterscheidungen nötig wären, um ihre grammatikalischen Strukturen zu beschreiben. (Das Vorgehen setzt natürlich die Akzeptanz der Ansicht voraus, daß nicht alle enkodierten Bedeutungsmerkmale *per definitionem* semantisch sind.) Wir würden bemerken, daß viele Sprachen zusätzlich zu den drei grundlegenden oben erwähnten Satztypen andere haben, deren Gebrauch offenbar ähnlich umschrieben ist: **Ex-**

klamative, paradigmatisch gebraucht, um Überraschung auszudrücken, **Imprekative**, um zu fluchen, **Optative**, um Wünsche auszudrücken, u. s. f. (vgl. wiederum Sadock & Zwicky, 1985).²⁵ Manche Sprachen würden Unterscheidungen nahelegen, die aus der Sicht europäischer Sprachen ziemlich exotisch wären. Wollte man z. B. Lexikon, Morphologie und Syntax des Javanischen beschreiben, müßte man drei Respektsebenen für Adressaten und zwei Respektsebenen für Referenzobjekte unterscheiden (Geertz, 1960; Comrie, 1976b); um die Partikeln einiger südamerikanischer Indianersprachen zu beschreiben, müßte man zwischen Sätzen unterscheiden, die im Aufbau einer Geschichte zentral und solchen, die peripher wären (Longacre, 1976a); um die Pronomina der dritten Person in Tunica zu unterscheiden, müßte man nicht nur nach Geschlecht des Referenzobjektes unterscheiden, sondern auch nach Geschlecht des Adressaten (also gäbe es zwei Wörter für ›sie‹, je nachdem, ob ich zu einem Mann oder zu einer Frau spräche; Haas, 1964), während in einigen australischen Sprachen die Pronomina die Moiety oder Sektion (der Verwandtschaft) des Referenzobjektes oder die Verwandtschaft zwischen Referenzobjekten unterscheiden (es gibt z. B. manchmal zwei Wörter, eines bedeutet ›ihr-dual in der gleichen Moiety‹ und ein anderes ›ihr-dual in verschiedenen Moieties‹ (Dixon, 1980: 2–3; Heath et al., 1982); um die Demonstrativa in Quileute zu beschreiben, muß man zwischen Objekten unterscheiden, die für den Sprecher sichtbar bzw. nicht sichtbar sind (Anderson & Keenan, 1985); usw.

Aus dieser Vielfalt sprachspezifischen Materials könnte man sich dann vielleicht ein Bild davon machen, genau welche Aspekte des Äußerungskontextes wahrscheinlich allgemein einen funktionalen Druck auf die Sprache ausüben. Wenn man ferner Merkmale nimmt, die in einer Sprache direkt und einfach enkodiert sind, kann man vielleicht dieselben Merkmale in der Struktur oder im Gebrauch anderer Sprachen auf subtilere und weniger sichtbare Art enkodiert finden. Obwohl es z. B. im Englischen keine Grammatikalisierung der Respektsebenen wie im Javanischen gibt, haben das Englische und Deutsche Mittel, Grade des Respekts auszudrücken, hauptsächlich durch die Auswahl der gebrauchten Ausdrücke: so wäre (31) im allgemeinen eine höflichere Aufforderung als (30):

(30) Ich will Sie einen Moment sprechen

(31) Ich wollte fragen, ob es vielleicht möglich wäre, Sie einen Moment zu sprechen

²⁵ Vorsicht ist hier allerdings am Platze – z. B. drücken die traditionell in Sanskrit und Griechisch 'Optative' genannten Ausdrücke nicht unbedingt, vielleicht nicht einmal primär, Wünsche aus.

Indem wir also vorerst nur die grammatikalisierten oder enkodierten Kontextmerkmale in den Sprachen der Welt nähmen, hätten wir gleichermaßen etwas wie ein ›Entdeckungsprozedere‹ für relevante Sprachfunktionen und würden das relativ müßige Theoretisieren, das Spekulationen über die ›Funktionen des Sprechens‹ oft befällt, beschränken. Wir können dann weiter fragen, wie in anderen Sprachen ohne solche grammatikalische Mittel dieselben Funktionen erreicht werden (wenn dies wirklich geschieht). Vieles spricht für ein solches Vorgehen, aber in dieser Richtung ist wenig Fortschritt gemacht worden.

Gegen alle derartigen Ansätze zur Erforschung des Sprachgebrauchs könnte man in etwa den folgenden, sehr stichhaltigen Einwand machen: statt nach einer Serie statischer Funktionen oder kontextueller Parameter zu suchen, sollte man sich vielmehr direkt dem wichtigsten dynamischen Kontext des Sprachgebrauchs zuwenden, nämlich dem Gespräch oder der *face-to-face*-Interaktion. Über die zentrale Bedeutung dieser funktionalen Matrix für den Sprachgebrauch braucht man kaum zu streiten: die *face-to-face*-Interaktion bildet nicht nur den Kontext für den Spracherwerb, sondern auch die einzige signifikante Art des Sprachgebrauchs in vielen und bis vor relativ kurzem sogar in allen Gesellschaften. Wer sich für funktionale Erklärungen sprachlicher Phänomene interessiert, sollte demnach der Systematik der *face-to-face*-Interaktion beträchtliches Interesse entgegenbringen. Es fragt sich aber, wie man die Erforschung dieser Interaktion am besten angeht. Es gibt vielleicht zwei grundlegende Angriffslinien: einfache empirische Analyse und Analyse durch Synthese.

Ersterer Ansatz hat bisher die meisten Erkenntnisse gebracht, die Möglichkeit der Interaktionsanalyse durch Synthese ist aber einer Erwägung wert. Interaktion kann man im hier gemeinten abstrakten Sinn sehen als die in Gang gehaltene Produktion von Ketten gegenseitig voneinander abhängiger Handlungen, konstruiert von zwei oder mehreren Agenten, wobei jeder die Handlungen des anderen überwacht und seine eigenen darauf aufbaut (in diesem Sinne untersucht die mathematische Spieltheorie eine bestimmte Interaktionsart; vgl. Luce & Raiffa, 1957). Ein solcher Ansatz könnte mit der Übernahme von Goffmans (1976) Unterscheidung zwischen **Systembeschränkungen** und **Ritualbeschränkungen** beginnen; der erste Begriff bezeichnet die Bestandteile, die unerlässlich sind, um jegliche Art systematischer Verflechtung von Handlungen seitens mehr als einer Partei aufrechtzuerhalten; letzterer steht für jene Bestandteile, die für die Aufrechterhaltung der Interaktion zwar nicht unerlässlich, aber typisch sind - sie stellen, wenn man so will, die sozialen Interaktionsdimensionen dar. Wenn man sich auf Systembeschränkungen konzentriert, fragt sich,

welche notwendigen und gemeinsam hinreichenden Bedingungen erfüllt werden müssen, damit dieses hochkoordinierte wechselseitig bedingte Verhalten zustandekommt. Nehmen wir zum Beispiel an, wir hätten den Auftrag, zwei Roboter so zu programmieren, daß sie einander in einer offenen Serie von Aufgaben helfen könnten: welche Eigenschaften müßten sie außer den spezifischen, für diese Aufgaben benötigten Fähigkeiten haben? (Es hilft vielleicht, sich eine spezifische kooperative Aufgabe wie die Konstruktion eines Gebäudes oder einer Maschine vorzustellen.) Erstens ist klar, daß sie gegenseitig aufeinander orientiert sein müßten; jeder von ihnen müßte jederzeit wissen, was der andere gerade tut. Zweitens müßten sie den Interaktionsbereich kennen (z. B. ihren Bewegungsradius und die Eigenschaften der sie umgebenden Objekte) und dieses Wissen dann ständig in bezug auf die Auswirkungen ihrer Handlungen revidieren. Drittens müßten sie, wenn sie rational sein sollten, gewissermaßen einen wirkungsvollen Mittel-Zweck-Denkmechanismus haben, der ihnen sagen würde, wie sie jedes erwünschte Ziel in die Praxis umsetzen sollen. Viertens müßte jeder fähig sein, Handlungen auszuführen, die bedingt wären durch Handlungen, die der andere ausführt, um die für die Interaktion typischen Ketten gegenseitig abhängiger Handlungen herzustellen. Dies verlangt offenbar die Fähigkeit, aus dem Verhalten des anderen das wahrscheinliche Ziel dieses Verhaltens zu rekonstruieren (sonst würden die wechselseitig bedingten Handlungen wahrscheinlich nicht in der Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe gipfeln). Fünftens müßte zwischen ihren Hauptzielen eine spezifische Beziehung bestehen (wenn die Interaktion agonistisch oder, in der Terminologie der Spieltheorie, ein *Nullsummenspiel* ist, müssen ihre Ziele gegeneinander gerichtet sein; ist die Interaktion kooperativ, müssen irgendwelche spezifischen gemeinsamen Ziele existieren). Sechstens müßte jeder Roboter wissen, daß der andere diese Eigenschaften hätte, und wissen, daß beide dies wüßten, sonst könnten sie kaum rational Aktionen planen, die von den Plänen des anderen abhingen. Es ist möglich, daß diese Eigenschaften kombiniert mit den für spezifische Aufgaben verlangten Fähigkeiten genügen würden, um ein koordiniertes Zusammenspiel von Handlungen zu erzeugen, das der menschlichen Interaktion (entfernt) ähneln würde. Zweck dieses Gedankenexperiments ist es, darauf aufmerksam zu machen, daß man einige pragmatische Phänomene mittels Referenz auf genau solche Merkmale erklären kann: man kann z. B., wie wir noch sehen werden, die Deixis als auf der Annahme der gemeinsamen Orientierung beruhend betrachten, die Präsupposition auf der Annahme des gemeinsamen Wissens über eine Domäne und deren Aktualisierung, die Sprechakte auf dem Explizitmachen der eigenen Ziele für andere Teilnehmer, die Konversationsimplikaturen auf der Annahme

der interaktionalen Kooperation, usw. Wenn man also einen solchen Ansatz entwickelte, könnte man hoffen, daß alle zentralen Konzepte für die Analyse pragmatischer Phänomene auf die Grundlagen der Interaktion zurückgeführt werden könnten (für eine wirkliche Computersimulation der Konversation auf dieser Basis vgl. Power, 1979).

In Wirklichkeit wäre jedoch ein solcher Ansatz wohl immer noch viel zu abstrakt, um die Details sprachlicher Strukturen systematisch funktional zu erklären. Vorerst müßte man ihm die Untersuchung der *Ritualbeschränkungen*, d. h. der sozialen und kulturellen Beschränkungen der Interaktion, zur Seite stellen. Unter diesen gibt es für alle Situationen gültige Beschränkungen, die durch Anstandsregeln sanktioniert sind, während andere nur für ganz bestimmte interaktionale Momente oder spezifische Arten kultureller Ereignisse angemessen sind. Man könnte denken, solche gesellschaftlichen Beschränkungsregeln seien, bloß weil sie gesellschaftlich sind, wahrscheinlich kulturell variabel und deshalb für eine allgemeine (oder universale) pragmatische Theorie nicht sehr interessant. Das scheint jedoch nicht notwendig der Fall zu sein. Es gibt z. B. klare pankulturelle Prinzipien, die die Produktion ›höflicher‹ oder gesellschaftlich adäquater Interaktion regeln, und man kann zeigen, daß sie systematische Auswirkungen auf die linguistische Struktur mancher Sprachen haben (Brown & Levinson, 1978; Leech, 1980). Es ist auch klar, daß es hochspezifische Ritualbeschränkungen universaler oder beinahe universaler Art gibt: z. B. scheinen fast alle Kulturen Gruß- und Abschiedsroutinen zu kennen (vgl. Ferguson, 1976). Spekulativer ist die Vermutung, daß es in allen Kulturen gesellschaftliche Ereignisse gibt, die als *formelle Anlässe* markiert sind (Irvine, 1979; J. M. Atkinson, 1982), und daß manche Aspekte der Formalität universalsprachlich realisiert sind. Hier ist wiederum sehr wenig systematisch geforscht worden, obwohl solch universale Eigenschaften der Interaktionsstrukturierung für jene potentiell wichtigen funktionalen Kräfte, die auf die sprachliche Struktur Druck ausüben, in Frage kommen. Wie attraktiv auch immer universale Interaktionsmerkmale für die Erklärung universaler pragmatischer Phänomene sein mögen, es gibt auch klar sprachspezifische pragmatische Phänomene wie im Bereich der *sozialen Deixis* und anderswo, wobei funktionale Erklärungen der Sprachstruktur diese sprachspezifischen Phänomene zu kulturspezifischen Aspekten der Interaktion in Beziehung setzen müßten. Schließlich könnte man dort, wo es wichtige Einschnitte zwischen Kultur- und Gesellschaftsarten gibt, wohl systematische Unterschiede zwischen den damit verbundenen Sprachen erwarten – so hat z. B. die Alphabetisierung wahrscheinlich systematische Auswirkungen auf die lexikalische, syntaktische und semantische Struktur von Sprachen, auch wenn diese noch nie genau geprüft wor-

den sind (vgl. Goody, 1977). Hier führt uns ein durch funktionalistische Ansätze in der Linguistik motiviertes Interesse am Sprachgebrauch offensichtlich weit über die Grenzen der Pragmatik (wie wir sie in den obigen Definitionen skizziert haben) hinaus in die Domäne der Soziolinguistik und noch weiter. Insofern, als solch gesellschaftliche Merkmale Teil der Äußerungsbedeutung sind, sollten sie jedoch auch in der Pragmatik behandelt werden; innerhalb der Pragmatik hat man diese gesellschaftlichen Beschränkungen des Sprachgebrauchs und deren systematische Auswirkungen auf die Sprachstruktur viel zu wenig untersucht; vielleicht kommt dies von der philosophischen und linguistischen Einseitigkeit (die zweifelsohne in diesem Buch reflektiert wird) zugunsten jener Funktion der Sprache, die Bühler (1934) die *repräsentationale* und Jakobson (1960) die *referentielle* nannte.

Die andere, vielversprechendere Untersuchungsrichtung erforscht direkt das Wesen der Gesprächsinteraktion. Die grundlegenden Konzepte der Konversationsanalyse, wie sie in einem Zweig der *Ethnomethodologie* verwendet worden sind, bilden das Thema von Kapitel 6. Hier genügt die Bemerkung, daß diese Untersuchungsart, die Techniken verwendet, die der dominanten Tradition in der Linguistik ziemlich fremd sind, ergeben hat, daß die Gesprächsinteraktion eine ausgeklügelte und detaillierte Struktur hat, über die wir auf der bewußten Ebene sehr wenig wissen. Auf diesem Gebiet zumindest wird dem angehenden Funktionalisten jene vielfältige und komplizierte Struktur angeboten, die vielleicht dem detaillierten Aufbau der Sprachstruktur so entsprechen kann, daß man plausibel behaupten kann, sie stünde in einer kausalen Beziehung zu dieser. So kann man z. B. die wahrscheinlich universale Existenz von Vergewisserungsfragen (wenn funktional definiert) vielleicht im Zusammenhang mit dem universalen Funktionieren der Regeln des Sprecherwechsels sehen, mit denen u. a. die Möglichkeiten gegeben ist, daß der gegenwärtige Sprecher seinen Beitrag durch Auswahl eines nächsten Sprechers beendet. Aber bis jetzt haben wenige Linguisten die Einsichten der Konversationsanalyse auf funktionalistische Studien der Sprachstruktur angewandt.

Von einer weiteren empirischen Ansatzmöglichkeit zur Untersuchung der Interaktion und deren Auswirkungen auf die Sprachstruktur kann man sagen, sie habe einen klaren Vorteil. Es ist die Untersuchung des kindlichen Spracherwerbs. Während der frühen Stadien des Spracherwerbs errichten die Kinder eine interaktionale Matrix für die Erlernung der Sprache, und dann lernen sie langsam, sprachliche Mittel für die Verbesserung der Interaktion zu verwenden. Dadurch können wir das *explicans* (Interaktionsstruktur) des angehenden Funktionalisten vom *explicandum* (Sprache) leichter unterscheiden. Ein zweiter Vorteil ist, daß die ›Fehler‹ oder Inkompetenzen der Kinder uns

enthüllen, worin die Kompetenzen verbaler Interaktion der Erwachsenen bestehen müssen. Drittens: gerade so, wie zwischensprachliche Vergleiche durch den Kontrast dessen, was in der einen Sprache enkodiert ist, in der anderen aber nicht, ganz allgemeine Sprachfunktionen enthüllen können, können auch Vergleiche zwischen verschiedenen Stadien des Spracherwerbs solche Aufschlüsse liefern (Ochs, 1979a). Psychologen und Linguisten haben in letzter Zeit über diese frühen Spracherwerbsstadien viel Arbeit geleistet, die für die Pragmatik direkt relevant ist, in diesem Buch aber nicht behandelt wird (vgl. z. B. Ervin-Tripp & Mitchell-Kernan, 1977; Snow & Ferguson, 1977; Ochs & Schieffelin, 1979; und die kritische Auseinandersetzung mit derartigen Arbeiten in M. Atkinson, 1982)

1.4 Den Kontext berechnen: ein Beispiel

Abstrakte Diskussionen über den Bereich der Pragmatik wie die obige mögen dem Leser nicht unbedingt ein Gefühl für die Natur pragmatischer Phänomene vermitteln. Hier kann ein ausführliches Beispiel zur Klärung beitragen, wie die Fakten, mit denen sich pragmatische Theorien auseinandersetzen, wirklich sind.²⁶ Nehmen wir einen einfachen Austausch von drei Sätzen zwischen zwei Parteien und fragen wir uns, welche Informationen er uns gibt, die das über- oder unterschreiten, was wahrscheinlich durch den semantischen Inhalt der beteiligten Sätze gegeben ist. Genauer: welche Implikationen tragen diese Sätze über die Kontexte, in denen sie gebraucht werden? Das Beispiel ist konstruiert - wir warnen den Leser, weil wir in Kapitel 6 gute Gründe für die Bevorzugung natürlich vorkommender Gesprächsdaten anführen. Hier die Repliken:

- (32) (i) A: So can you please come over here again right now
(Können Sie also bitte gleich jetzt nochmal herkommen)
(ii) B: Well, I have to go to Edinburgh today, sir
(Nun, Sir, ich muß heute nach Edinburgh)
(iii) A: Hmm. How about this Thursday?
(Hmm. Wie wär's mit diesem Donnerstag?)

Es ist unschwer zu sehen, daß wir, wenn wir diesen Redewechsel verstehen, zahlreiche detaillierte (pragmatische) Inferenzen über den Kontext unterstellen können, in dem (32) plausiblerweise stattfinden könnten.²⁷ Wir inferieren beispielsweise die Fakten in (33):

²⁶ Erklärungsmodus und einige Argumente sind von Fillmore, 1973, abgeleitet.

²⁷ Die Inferenzen, die die Teilnehmer, d. h. A und B, ziehen mögen, und die Inferenzen, die Beobachter, Analytiker - oder Leser von (32) - ziehen, können vielleicht ein Stück weit gleichgesetzt werden. Da beispielsweise A und B

- (33) 1. Es ist nicht das Ende der Unterhaltung (auch nicht der Anfang)
2. A bittet B, zur (oder kurz nach der) Zeit des Sprechens zu A zu kommen; B impliziert, daß er nicht einwilligen kann (oder lieber nicht möchte); A wiederholt die Aufforderung für eine andere Zeit.
3. Wenn A bittet, muß A (a) wollen, daß B jetzt kommt, (b) denken, es sei B möglich zu kommen, (c) denken, B sei nicht schon dort, (d) denken, B würde nicht sowieso gleich kommen (e) erwarten, daß B mit einer Annahme oder Abweisung reagieren wird. Wenn B akzeptiert, wird A von B auch erwarten, daß er kommt, (f) glauben, seine (As) Bitte wäre für B ein mögliches Motiv zu kommen, (g) er wird nicht in der Lage sein oder so tun, als wäre er nicht in der Lage, B befehlen zu können, er müsse kommen.
4. A nimmt an, B wisse, wo A ist; A und B sind nicht am selben Ort; weder A noch B sind in Edinburgh; A glaubt, B sei schon bei A zu Hause gewesen.
5. Der Tag, an dem der Gesprächsabschnitt stattfindet, ist kein Donnerstag, auch kein Mittwoch (oder zumindest glaubt A dies)
6. A ist männlich (oder zumindest glaubt B dies); A wird durch B ein höherer gesellschaftlicher Status als B bescheinigt (oder daß er die Rolle eines Vorgesetzten spielt)

So offensichtlich bis zum Überdruß manche dieser Punkte auch sein mögen,²⁸ sie sind, wenn man die semantische Theorie vernünftig eingrenzt, nicht Teil des semantischen Inhaltes der drei Sätze. Eher widerspiegeln sie unsere Fähigkeit, aus aufeinanderfolgenden Äußerungen die implizierten Kontextannahmen zu berechnen, nämlich die Tatsachen über die räumlichen, zeitlichen und sozialen Beziehungen zwischen Gesprächspartnern und das, was sie erwartungsgemäß glauben und intendieren, wenn sie sich auf gewisse verbale Interaktionen einlassen. Wenn aber die Inferenzen nicht (oder nicht alle) Teil der wörtlichen Bedeutung oder des konventionellen Inhalts des Gesagten sind, aus welchen Quellen entstehen sie dann? Eine Möglichkeit wäre, daß die Sätze einfach geistige Assoziationen hervorrufen, auf dieselbe Art, wie z. B. das Wort *Diagnose* einen an Krankenhäuser denken läßt. Aber das scheint hier nicht der Fall zu sein. Die Inferenzen sind systematisch, sie können von verschiedenen Interpreten gleich dekodiert

wahrscheinlich die Fakten in 4,5 und 6 vermuten, würden wir vielleicht eher sagen, sie hätten diese nicht inferiert; daraus, daß von Teilnehmern erwartet würde, daß sie Fehler in solchen Vorannahmen korrigierten, können wir jedoch schließen, daß sie trotzdem die Inferenzen ziehen müssen, um zu kontrollieren, daß ihre Vermutungen stimmen. Sogar die Inferenz, daß sich die Unterhaltung nicht dem Ende nähert, ist, wie wir in Kapitel 5 sehen werden, potentiell eine ständige Überlegung der Teilnehmer. Also gehört zumindest ein Großteil dieser Inferenzen zu denen, die A und B kalkulieren müssen.

²⁸ Eigentlich bedürfen alle diese Inferenzen weiterer, ziemlich langweiliger Einschränkungen: Inferenz 6 in (33) z. B., daß A männlich sei oder B zumindest glaube, A sei männlich, sollte die zusätzliche Einschränkung haben oder zumindest handelt B, als wenn er oder sie dächte, A sei männlich, etc.

werden, und ohne die meisten davon kann man den Gesprächsabschnitt nicht verstehen; die meisten müssen deshalb als Teil des Kommunizierten in Grices striktem Sinne von gemeint-*nn* betrachtet werden. Vor allem aber können wir alle diese Inferenzen auf die sie auslösenden Fakten zurückverfolgen, nämlich auf Aspekte der Form und Verknüpfung der Äußerungen selber, und wir können sogar noch weitergehen und die regulären Prinzipien spezifizieren, die, wenn solche Aspekte von Äußerungen bekannt sind, die betreffenden Inferenzen hervorrufen. Die folgenden Kapitel werden sich mit bestimmten Prinzipien dieser Art befassen, hier seien nur die Äußerungsaspekte, die diese Inferenzen auslösen, identifiziert.

Erstens wissen wir ((33) 1.), daß nicht das Ende der Konversation vorliegt, weil Äußerung (iii) keine mögliche Beendigungsäußerung ist: zum einen verlangt sie eine Reaktion von B, und zum anderen ist sie kein Vorkommen einer der regelmäßigen Abschlußformen, die in der Konversation gebraucht werden (*Gut, bis bald* oder ähnlich). D. h. einige Gesprächszüge bilden Paare, so daß der eine Teil des Paares den zweiten Teil als Reaktion braucht, während Gespräche Gesamtstrukturen mit gut abgegrenzten Anfängen und Beendigungen haben. Kurz, wir hegen über die Gesprächsstruktur feste Erwartungen, die viele verschiedene Inferenzarten rechtfertigen (vgl. Kapitel 6). Wir wissen so auch, daß nicht der Anfang vorliegt (obwohl dies, da den Teilnehmern bekannt, nicht Teil des Kommunizierten ist), weil keine mögliche Konversationseröffnung (wie *hallo*) auftritt und die Partikel *so* ('also') zu Beginn von Äußerung (i) die Funktion hat, die gegenwärtige Äußerung mit früheren zu verknüpfen.

Das Wissen über die Tatsachen in (33) 2. kommt auf kompliziertere Weise zustande. Zwar könnte man behaupten, die interrogative Form der ersten Äußerung enkodiere eine Frage; das ist aber nicht alles Intendierte: es wäre von B auffallend unkooperativ, *ja* zu sagen (wenn er nur ›ja, es ist mir möglich zu kommen‹ meinte) und dann nicht zu A zu gehen. Irgendwie kann die interrogative Form auch eine Bitte übermitteln, und diese Interpretation wird durch die Präsenz des Wortes *bitte* (vgl. Kapitel 5) noch verstärkt. Viel schwieriger zu erkennen ist, wie man Bs Antwort in (ii) als Abschlagen einer Bitte verstehen kann, denn es gibt überhaupt keine offenkundige Beziehung zwischen ihrem semantischen Inhalt und dieser Funktion. Die Implikation basiert auf einer sehr allgemeinen Erwartung der interaktionalen Kooperation, die uns die Annahme erlaubt, man dürfe, wenn eine Äußerung eine Reaktion verlangt (und die Aufforderung in (i) tut dies), (unter gleichbleibenden Voraussetzungen) auch annehmen, daß eine folgende Äußerung eine relevante Reaktion (vgl. Kap. 3 und 6) ist. Solche Annahmen sind so wirksam, daß bei der Begegnung einer offenbar irrelevanten

Reaktion (wie (ii) doch zu sein scheint) eine Inferenz ausgelöst wird, welche die Relevanzannahme aufrechterhalten würde. Hier, in (ii), gibt die Äußerung den Hinweis: B muß nach Edinburgh fahren; wenn also A und B beide weit von Edinburgh entfernt sind (und dies gegenseitig wissen), so daß man für die Reise und das dort zu Erledigende den Rest des Tages brauchen wird, dann ist B heute beschäftigt; so bringt B indirekt einen Grund vor, warum er oder sie A nicht leicht besuchen könne, was als Ablehnung von As Aufforderung verstanden werden kann. Tatsächlich gibt es nur einen erkennbaren Auslöser für diese Inferenz: die Partikel *well* kann im Englischen dem Rezipienten zur Warnung dienen, daß man, um die Relevanzannahme aufrechterhalten, gewisse Inferenzen vollziehen muß. Die Ansicht, *well* habe wie *so* und viele andere Wörter im Englischen keinen semantischen Inhalt, sondern nur pragmatische Gebrauchsspezifikationen, leuchtet ein. (Vgl. Kapitel 3; eine andere Erklärung dieser Inferenz und die Rolle von *well* kann auf dem Konzept der nicht-bevorzugten Reaktion in Kapitel 6 aufgebaut werden.)

In (33) 2. haben wir außerdem die Inferenz, daß Äußerung (iii) als Wiederholung der Aufforderung zählt. Um dies zu begründen, müßten wir vorerst erläutern, inwiefern die Form *How about VERBing* (›wie wäre es mit Verb‹) mehr oder weniger auf den Gebrauch in Vorschlägen beschränkt ist (hier handelt es sich offenbar wieder um eine sprachliche Form, die eher pragmatischen als semantischen Inhalt hat, ein in Kapitel 5 diskutiertes Problem). A schlägt also vor, daß jemand am Donnerstag etwas tun soll. Wiederum muß zur Aufrechterhaltung der Relevanzannahme eine Inferenz darüber vollzogen werden, wer was tun soll: da die letzte Erwähnung, daß jemand etwas tut, beinhaltete, daß B zu A gehen soll, ist dies wohl As Absicht, weshalb man annehmen kann, er habe es gemeint. Hier vertrauen wir anscheinend implizit auf eine weitere Annahme, die der thematischen Kohärenz: wenn man eine zweite Äußerung als auf eine erste Äußerung folgend interpretieren kann in dem Sinne, daß beide als dasselbe Thema betreffend ›gehört‹ werden können, dann ist eine solche Interpretation der zweiten Äußerung gerechtfertigt, es sei denn, es gibt offenkundige Anzeichen für das Gegenteil (vgl. wiederum Kap. 3 und 6). Schließlich kann man die Partikel *hmm* nicht einfach als ›Performanzfehler‹ oder ›Pausenfüller‹ *ad acta* legen; sie hat spezifische interaktionale Funktionen, die man am besten im System des Sprecherwechsels im Gespräch darstellen kann; dort sieht man, daß sie (u. a.) zu den Strategien gehört, die Sprecherrolle zu halten (vgl. Kap. 6).

Wir kommen zu den Inferenzen in (33) 3. Was sind ihre Quellen? Wir haben schon gesehen, daß die Frage in Äußerung (i) indirekt als eine Bitte verstanden werden muß. Nun folgt daraus einfach, daß wir,

wenn A B zu kommen bittet und A sich rational und aufrichtig verhält, alle in (a)-(g) genannten Tatsachen annehmen können. Warum? Teils, weil wir in der Behandlung der Bitte darauf stoßen werden, daß die Bitte aus genau den Annahmen und Wünschen des Sprechers aufgebaut ist, die teilweise in (a)-(g) aufgeführt sind (vgl. Kap. 5). Natürlich könnte man die Verhaltensweisen der Bitte auch anwenden, ohne diese Annahmen und Intentionen zu hegen. Wenn man aus dem Verhalten des Sprechers Inferenzen über seine Annahmen und Intentionen zieht, so ist das deshalb nur aufgrund einer allgemeinen Annahme der Aufrichtigkeit oder Kooperativität gerechtfertigt (vgl. Kap. 3). Wenn A im voraus weiß, daß B nicht kommen kann, dann täuscht er etwas vor; wenn er aber weiß, daß B weiß, daß er weiß, daß B nicht kommen kann, dann kann man seine Äußerung keinesfalls als Bitte interpretieren. (Äußerung (i) könnte dann ein Scherz, oder wenn B dazu nicht imstande (z. B. betrunken) ist, vielleicht eine Spöttelei sein).

Die Inferenzen in (33) 4. sind leichter zu begründen. Das Wort *here* (>hierher<) bezeichnet den (pragmatisch gebundenen) Ort, wo der Sprecher (A) im Moment des Sprechens ist; wenn B nicht weiß (oder nicht herausfinden kann), wo A ist, ist *here* nicht in dem Sinne interpretierbar, daß B der Bitte, dorthin zu gehen, nicht nachkommen kann. A verhielte sich dann nicht ganz kooperativ oder vernünftig, wenn er nicht dächte, daß B wüßte (oder herausfinden könnte), wo er ist. Wir wissen auch, daß A und B nicht am selben Ort (oder zumindest in einiger Entfernung voneinander) sind. Wir wissen das, weil das Wort *come* (>kommen<) – zumindest in dem in (i) verwendeten Tempus und Aspekt – entweder Bewegung auf den Sprecher hin zur Zeit des Sprechens bedeutet (wie in *Komm zum Frühstück, Peter*) oder Bewegung auf den Standort des Adressaten hin zur Zeit des Sprechens (wie in *Ich komme, Mama*). Man bemerke, daß die Bedeutung von *here* wie von *come* nur in bezug auf pragmatische oder kontextuelle Parameter (Sprecher, Adressaten, Zeiten und Orte des Sprechens) erklärt werden kann. In Äußerung (i) kann *come* keine Bewegung in Richtung des Adressaten bedeuten, weil das Subjekt von *come you* (>Sie<) ist und der Adressat sich schwerlich dorthin bewegen kann, wo er schon ist. *Come* muß also eine Bewegung in Richtung des Sprechers denotieren; aber wiederum kann sich der Adressat kaum in die Richtung des Sprechers bewegen, wenn es keine nennenswerte Distanz zwischen ihnen gibt; deshalb sind A und B nicht am selben Ort. Hier könnten wir bemerken, daß sie auch nicht in Edinburgh sind: wir wissen das von B, weil B behauptet, nach Edinburgh *gehen* (*go*) zu müssen; und *go* bedeutet hier Bewegung fort vom Ort des Sprechers zur Zeit des Sprechens; wir wissen es auch von A, denn wenn A in Edinburgh ist, kann die Tatsache, daß B nach Edinburgh fahren muß, schwerlich als Entschuldigung da-

für dienen, daß B heute nicht zu A geht. Wir vollziehen alle diese Inferenzen aufgrund der deiktischen Wörter *come*, *ground here* (ganz zu schweigen von *now* (>gleich jetzt<)) in Verbindung mit Überlegungen über die Natur unserer Lebenswelt (vgl. Kap. 2). Eine naheliegende Interpretation (durch Beobachter oder Analytiker) dieses deiktischen Systems ist die, daß A und B am Telefon sprechen. Schließlich wissen wir dank dem Wort *again* (>wieder<)), daß A glaubt, B ist schon früher an As gegenwärtigem Aufenthaltsort gewesen. Von dieser Implikation kann man deshalb behaupten, sie sei eher pragmatisch als semantisch, weil die mit *again* assoziierten Implikationen im Gegensatz zu den semantischen normalerweise durch die Negation des Hauptverbs nicht negiert werden. Wir neigen deshalb zur Aussage, *again* folgert nicht semantisch, sondern **präsupponiert**, daß ein Ereignis, auf das Bezug genommen wird, auch früher schon geschehen ist (vgl. Kap. 4).

Implikation (33) 5.; daß der Tag des Sprechens nicht Mittwoch oder Donnerstag ist, verdanken wir ebenfalls der (in Kap. 2 erklärten) Deixis, denn das Wort *Thursday* wird in Äußerung (iii) deiktisch gebraucht, so daß pragmatische Parameter aufgerufen werden (es gibt andere Verwendungen, die dies nicht tun, z. B. *Donnerstag ist Markttag*). Hier greift der Modifikator *this* (>diesen<)) einen bestimmten Donnerstag in bezug auf den Sprecherstandort innerhalb der Woche heraus: *diesen Donnerstag* meint den Donnerstag der Woche, in der gesprochen wird.²⁹ Am Donnerstag kann man aber nicht mittels *diesen Donnerstag* auf den Donnerstag dieser Woche referieren; wir müssen stattdessen *heute* sagen. Ebenso wenig können wir am Mittwoch sagen *diesen Donnerstag*, weil wir, die pragmatischen Konventionen beachtend, *morgen* sagen sollten. Also findet die Unterhaltung in (32) weder an einem Mittwoch noch an einem Donnerstag statt. (Es gibt hier wahrscheinlich verschiedene Gebrauchsrestriktionen in verschiedenen Kodes, z. B. in verschiedenen Varietäten des Englischen, und es gibt auch einige interessante Ambiguitäten; vgl. Kap. 2 und Fillmore, 1975.)

Schließlich haben wir die Inferenzen in (33) 6., daß A männlich und offenbar höheren gesellschaftlichen Ranges ist als B. Diese sind in der Anrede *sir* verankert, denn das ist wohl die Bedeutung des Wortes. Wiederum können diese Bedeutungen in einer wahrheitsfunktionalen Semantik nicht erfaßt werden – wir würden nicht behaupten wollen, Bs Feststellung in (ii) sei falsch, wenn B A einfach fehlidentifiziert und versehentlich angenommen hätte, A sei ein Mann von höherem Status (denn das würde bedeuten, daß Wahrheiten von der Person abhängig wären, gegenüber der man sie äußert).³⁰ Weiter sind intuitiv die Bedeu-

²⁹ Oder den Donnerstag in einer sonstwie pragmatisch, z. B. durch Geste oder einen Kalender, identifizierten Woche.

³⁰ Manche Aussagen, z. B. die mit *Sie* als Argument eines Prädikats, sind wirk-

tungen von *sir* hier nicht Teil des Inhalts des Festgestellten; es sind Hintergrundannahmen über den Kontext, genau gesagt, über die Art von Person, an die B sich wendet. Wir können deshalb sagen, *sir impliziert konventionell*, daß der Adressat männlich ist und im sozialen Rang höher steht als der Sprecher (vgl. Kap. 3).

Man kann zweifellos noch viele pragmatische Inferenzen aus einem solch kurzen und unbedeutenden Gesprächsausschnitt herausquetschen. Aber die hier genügen, um die Phänomene, mit denen sich die Pragmatik beschäftigt, generell aufzuzeigen. Wichtig ist, daß wir aus Äußerungssequenzen in Verbindung mit Hintergrundannahmen über den Sprachgebrauch sehr detaillierte Inferenzen ziehen können über die Annahmen der Sprecher und die Zwecke, zu welchen Äußerungen gebraucht werden. Um am gewöhnlichen Sprachgebrauch teilnehmen zu können, muß man solche Kalkulationen sowohl bei der Rede als auch in der Interpretation anstellen können. Diese Fähigkeit ist unabhängig davon, was man persönlich glaubt oder fühlt und wie man die Sprache gebraucht (obwohl sie sich auf das den Sprechern Gemeinsame beziehen kann), und basiert größtenteils auf ziemlich regelmäßigen und relativ abstrakten Prinzipien. Man kann sagen, die Pragmatik beschreibt diese Fähigkeit, wie sie sowohl für einzelne Sprachen als auch für die Sprache im allgemeinen funktioniert. Sicher muß eine solche Beschreibung in jeder allgemeinen Theorie der Linguistik eine Rolle spielen.

lich genau in der Weise relativ. Wichtig ist hier, daß die die Anrede *sir* kein solches Argument ist (z. B. Subjekt oder Objekt eines Verbs), die Bedeutung von *sir* also nicht Teil der durch (ii) ausgedrückten Proposition und folglich kein Teil der Wahrheitsbedingungen ist.

2 Deixis

2.0 Einleitung

Am offensichtlichsten ist die Beziehung zwischen Sprache und Kontext in den Strukturen der wirklichen Sprachen in der **Deixis** reflektiert. Der Terminus ist vom griechischen Wort für Zeigen und Hinzeigen ausgeliehen und enthält als Prototypen oder zentrale Exemplare (*token*) den Gebrauch von Demonstrativa, Personalpronomen der ersten und zweiten Person, Tempora, spezifische Adverbien der Zeit und des Ortes wie *jetzt* und *hier*, sowie eine Vielfalt anderer grammatischer Eigenschaften, die direkt mit den Äußerungsumständen verbunden sind.

Im wesentlichen betrifft die Deixis die Arten, wie Sprachen Eigenschaften des **Äußerungskontexts** oder des **Sprechereignisses** enkodieren oder grammatikalisieren, und damit auch, wie die Interpretation von Äußerungen von der Analyse jenes Äußerungskontextes abhängt. So nennt z. B. das Pronomen *dies* nicht in allen Gebrauchskontexten eine bestimmte Entität bzw. referiert auf eine solche, sondern ist vielmehr eine Variable oder ein Stellvertreter für eine bestimmte durch den Kontext (z. B. durch eine Geste) gegebene Entität. Die Fakten der Deixis sollten den theoretischen Linguisten beständig an die simple, aber äußerst wichtige Tatsache gemahnen, daß natürliche Sprachen in erster Linie für den Gebrauch in face-to-face-Interaktionen sozusagen geplant sind, und daß demnach die Möglichkeit begrenzt ist, sie ohne Rücksicht auf diese Tatsache zu analysieren (Lyons 1977a/d1983: 505ff).

Wie wichtig die deiktische Information für die Äußerungsinterpretation ist, wird vielleicht am besten durch Aufzeigen dessen illustriert, indem wir zeigen, was geschieht, wenn solche Informationen fehlen (Fillmore, 1975: 38-9). Nehmen wir z. B. an, wir finden folgende Notiz an einer Bürotür:

(1) Bin in einer Stunde zurück

Weil wir nicht wissen, *wann* die Notiz geschrieben wurde, können wir nicht wissen, wann der Schreiber zurückkehrt. Oder stellen wir uns vor, die Lichter gehen genau dann aus, wenn Harry folgendes zu sagen begonnen hat: